
Adolf Wilbrandt
Die Tochter


MDCXL



Die Tochter

Die Tochter

Roman

von

Adolf Wilbrandt

2. und 3. Auflage



Stuttgart und Berlin 1911
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

Erstes Buch

Weißdorn und Eckard, die alten Freunde, saßen in Weißdorns Arbeitszimmer, bei dem Kaffee und der Zigarre nach Tisch; Frau Albertine hatte sich zurückgezogen. Durch die breiten Fenster hatten sie den schönsten Blick auf die grüne, rasche Isar und die dahinter ansteigenden Maximiliansanlagen, Weißdorns Lieblingsspaziergang. Sie sahen den langsam ziehenden Novemberwolken nach, sehr verschieden rauchend: Eckard blies oder hauchte die feinsten blauen Ringel hervor, Weißdorn paffte „gemütlos", wie der andre es nannte, „ohne Sinn für Schönheit". So trank er auch seinen Kaffee, „lieblos", fast unbewußt, während Eckard ihn so recht mit Genießen schlürfte. „Was für einen anständigen Mokka ihr jetzt hier in München habt," sagte Eckard endlich. „Wenn ich an den Münchener Kaffee meiner grünen Jugendzeit denke — o Gott!"

Weißdorn blinzelte etwas satirisch mit den grauen, halbverdeckten Augen. „Aber euch Wiener Phäaken erreichen wir doch nie. Du läßt dich nur so zu uns herab."

Eckard zog die Brauen herunter: „Wenn ich den Kerl doch einmal vor mir hätte, der das dumme Wort Phäaken aufgebracht hat! — Na ja, es hat vielleicht

einmal auf Wien gepaßt; aber längst nicht mehr. Wie einmal der Dichter Geibel gesagt hat: Sie klopfen immer noch die Kleider, die ich vor zwanzig Jahren trug. — Übersiedle du nur endlich zu uns nach Wien, dann wirst du's erleben!"

„Ich bleibe hier," sagte Weißdorn kurz, in seinen Lehnstuhl zurückgelehnt.

„Dann bleibt auch dein Rheumatismus hier. Den wirst du alter Hüne in dieser verrückten Hochebene bis zum jüngsten Tag nicht los!"

„Würd' ich ihn in Wien denn los? — Fällt ihm gar nicht ein. Der gibt mich nicht wieder her; sind zu alte Freunde." Eben riß er wieder, so daß Weißdorn zuckte und sein tapferes, männliches, graubärtiges Gesicht sich unwillkürlich verzog. Gelassen sprach er dann weiter: „Ich wäre ja noch Direktor und alles, wenn ich den nicht hätte. An Armen und Beinen hat er mich aus der Vereinsbank hinausgezogen, und so allerorten; Verwaltungsrat! weiter bin ich nichts mehr. Rheumatismus-Invalide — mit kaum achtundfünfzig Jahren. Eine lächerliche Figur!"

„Ach du," sagte Eckard herzlich lächelnd. „Hast viel zu viel gearbeitet, Alter; und das tätst du gern auch heute noch. Weißt du, wie dein berühmter Rheumatismus mir vorkommt? Wie ein zauberhafter Zwerg, der sich auf höhere Anordnung in dich eingenistet hat, um dich an Überarbeitung und Kraftvergeudung und all dem Unsinn zu hindern, indem er dich —"

„Danke schön! Indem er mich langsam zu Tode kneift!"

„Na, du blühst ja doch immer noch. Ein Riese, in dem ein Zwerg als Schmarotzer mitlebt. Und als Verwaltungsrat und so weiter schuftest du immer noch für zwei! Jedenfalls mehr als ich!"

Weißdorn blinzelte ihn wieder an: „Du warst auch immer ein netter Faulpelz; warst du."

„Bin's auch n o ch," sagte Eckard heiter.

„Hast jedenfalls nie einen Zwerg gebraucht, der dich an Überarbeitung hindert —"

„Drum h a b' ich auch keinen! — Schau, wie gut mir's geht: nur ein Jahr jünger als du und noch ganz ungepeinigt. Ein in Gesundheit und Hausfrieden schwelgender Junggesell, in allen heiteren Kreisen beliebt; — na ja. Neben meinen Aufsichtsrat- und Ausschußämtern kultiviere ich auch meine kleinen Liebhabereien: ich radle, ich reite, ich sehe alles Neue in den Theatern, ich —"

„Bin ein Konzertfex ersten Ranges —"

„Allerersten Ranges; versteht sich. Und Autographensammler, und dies und das. Und Virtuos im Naturgenuß." Eckard tätschelte seine rosig blühenden Wangen: „Na, das sieht man ja! — Kein Hüne, kein Riese, nur angenehme Mittelgröße, aber die Ärzte verdienen keinen Kreuzer an mir."

Karl Weißdorn lächelte seufzend: „Das kann ich nicht sagen." Er legte die Hand auf seine rechte Schulter: „Und der Racker hier l a ch t dazu. — Manchmal ist mir doch, als büßte ich all meine Sünden ab!"

„Dann wirst du ja s e l i g, Mensch. — In Württemberg gibt's ein Tal, da glaubt das Volk: selbst der

Teufel wird zur Seligkeit eingehn, wenn seine Strafzeit herum ist. — Das gefällt mir, Bruder!"

„Was dir alles gefällt." — Weißdorn stand auf und trat ans Fenster; er reckte seine mächtige, mannhafte Gestalt, er sah in den sonnig milden und weichen Novemberabend hinaus; seine Züge verfinsterten sich so nach und nach. „Dir gefällt ja auch meine Ina, mein Dummerchen. Als wir hier vorgestern am Fenster standen und sie zur Bahn abfahren sahen, da nicktest du so kunstverständig, als sähst du einen feinen Raffael oder Tizian: ‚Ein reizendes Geschöpf!'"

„Ist sie auch. Das sag' ich wieder. Ob sie ein Dummerchen ist, mußt du besser wissen; ich hab' sie ja in diesen letzten Jahren nur vorgestern, nach meiner Ankunft gesehn. Und wutsch! war sie wieder fort; zu diesem Augsburger Onkel —"

„Tante."

„Also Tante. So was behalt' ich nicht. Aber das Gesichtl, das ganze Gestell — alle Achtung! Keine aus deinem Hünengeschlecht, mehr zierlich, mehr — wie soll ich sagen — mehr süßes Mädel —"

„Ja, ja, süßes Mädel!" — Weißdorn pochte mit seinen starken Fingern auf die Fensterscheibe. „Zwei Buben hatte ich; zwei Hoffnungen. Ja, wo sind die hin. Der Mutter nach. Was hab' ich nun noch? Dieses eine Kind — das du ein süßes Mädel nennst. Das sagt alles, Mensch!"

Eckard erhob sich auch, er schnellte wie ein Junger empor. „Wieso? Was sagt's denn? Daß sie eine liebe Erscheinung ist, mit einem lieben Jungmädchen-

gesicht — und mit klugen, richtigen Eva-Augen, soweit ich's verstehe. Was sonst noch fehlt, das kann kommen; dafür ist sie sechzehn, noch nicht siebzehn alt."

„Ja, das kann noch kommen. Aus so 'nem süßen Mädel wird dann eine nette, ‚bagschierliche', fidele, in den Tag hineinlebende Frau! — Eva-Augen, sagst du. Das ist's ja eben. Eine E v a s t o c h t e r. Wie hab' ich mich an meinen Buben gefreut! Wie früh guckte ihnen das Besondere, das Aufmerkende, das Weltpackende, das Schneidige aus den Augen — — ach, all die Worte sagen's ja nicht. Der wahre Ernst, das wahre Leben, der Wille — das, womit man wirkt und schafft, die Welt erobert, Gedanken zu Taten macht — kurz, der M a n n, der M a n n. Mir lachte ja das Herz im Leib — du hast's ja gesehn — wenn der kleine Kerl, mein Ludwig — nach dir benannt — wenn der mit seinen Schiffen und Eisenbahnen spielte, und Festungen baute, und mit hundert Fragen kam, alles ergründen und verstehen wollte — so ein kleiner Bub. Und der tiefe Ernst! Diese Augen, Eckard!"

„Na ja, diese Augen," murmelte Eckard. „Sie waren so gefährlich klug. Ich weiß noch, wie mir zuerst der Gedanke kam — oder die A h n u n g, weißt du —: so was lebt nicht lange! Und dann, dann kam diese unheimliche Krankheit —"

Weißdorn zuckte: „Und er starb seinem Bruder nach. — Mußten beide sterben! Ein paar himmlische Hoffnungen — und wie Sternschnuppen weg! — Aber das dritte, das Mädel bleibt. Das hat sein lockiges braunes Haar, seine niedlichen Rehaugen, sein nettes

‚Gestell', wie du sagst; und läuft so wie ein Reh herum und träumt so in die Welt hinein —"

„Und lernt dann dies und das," warf Eckard dazwischen, leise lächelnd.

„Lernt dann dies und das. Wie so Mädels lernen. Die Macht in dem kleinen Menschen fehlt! Der starke, schaffende Wille fehlt! Wie wenn einem Löwen die Pranken fehlten, mit denen er seine Beute packt! — Ja, wenn unsre Mädels und unsre Frauen noch wie die alten Heldenweiber der Germanen wären — wie bei den Kimbern und Teutonen, weißt du, wo sie neben ihren Männern mit Äxten kämpften —"

„Und mit bloßer Hand. Und auch ohne Männer. Ich hab' einmal in einem Buch über die deutschen Frauen gelesen, daß die Weiber der schwedischen Landschaft Smaland in Abwesenheit der Männer ihren Herd siegreich verteidigten; dafür kriegten sie dann das Recht, in Helm und Brustharnisch auf der Brautbank zu sitzen und sich zur Hochzeit Kriegsmusik spielen zu lassen."

„Na ja!" rief Weißdorn. „Ich will's glauben. Das ist einst gewesen. Aber die deutschen Mädels von heut — ach du großer Gott! ‚Sinnig, minnig, innig', wie mir einmal ein Maler sagte. Romane lesen, Romane träumen! Zuerst Heines Buch der Lieder auswendig lernen, dann die modernen Dekadenten; so saugt sich das Seelchen von Neujahr bis Silvester voll schlabberiger Gifte. Das ganze Leben mit Puppen spielen: erst mit den gemachten, die piepsen können, dann mit den lebendigen, die sie geboren haben. Und

damit sie so lebendige kriegen, seufzen sie nach Romeos, verlieben sich in die dümmsten Leutnants, flirten mit den grünsten Jungen, stecken sich blödsinnige Sekundanerbriefe in den knospenden Busen. Die große Welt — was kümmert sie die? Wo das Leben der Menschheit rauscht, was geht sie das an? ‚Liebe, Liebe is mich nötig, Liebe is mein Leben! Dafür bin ich jern erbötig allens hinzujeben!‘"

Eckard lächelte. „Das merkst du wohl nicht, daß du übertreibst."

„Ach, in der Hauptsache ist's doch so! — Der Bub, der Jüngling liebt a u c h; das braucht die Natur. Aber noch tausend andre Dinge gehn durch seinen Kopf. Der Bub und der Mann ist zum K ä m p f e n da! das Mädel und die Frau zum Träumen, Küssen, Gebären. Ach, Ludwig Eckard! Hätt' ich meine Buben noch! Hätt' ich wenigstens den einen, den Ludwig! Eine Welt von Glück!"

„Statt dessen hast du nur die Ina," sagte Eckard langsam.

Weißdorn nickte, die Augen am Boden, den Kopf gesenkt.

„Ich glaube gar," sprach Eckard nach einer Stille weiter, „du hättest lieber den Ludwig lebendig und die Ina tot."

Weißdorn fuhr zusammen. Er stand dann eine Weile und rührte sich nicht. Er hob dann den Kopf, blickte aber nicht auf Eckard, sondern in die Ferne. „So was sagt man doch nicht," murmelte er endlich. „Ich wünsche niemand tot. Ich bemühe mich redlich,

die Ina wie ein Vater zu lieben. — Wenn's aber Gott gefallen hätte, es umgekehrt zu machen —"

„Dir den Buben zu lassen —"

„Und wenn ich dann glücklicher wäre — wäre das eine Sünde? — Aber nun lassen wir die ganze Geschichte: ich hör' einen Schritt, das ist meine Schwester. Die mag solche Reden nicht, die versteht das nicht. Halt auch nur ein Weib!"

* * *

Frau Albertine trat ein, sie hatte ein geöffnetes Briefchen in der Hand; ihre große, volle Gestalt, die, ohne hünenhaft zu sein, an die des Bruders erinnerte, blieb im Türrahmen stehn. „Stör' ich euch?" fragte sie. „Seid ihr in einem von euren männlichen Gesprächen?"

Albertine Sommer, nur vier Jahre jünger als Karl Weißdorn, verwitwet wie er, seitdem seine stellvertretende Hausfrau, hatte sich darein gefunden, daß es Männer gab, aber viel mehr als ein notwendiges Übel waren sie ihr nicht. In vertrautem Kreis endete denn wohl auch manche ihrer beredten Auseinandersetzungen oder Erinnerungen, halb im Scherz, halb im Ernst mit dem geflügelten Wort: „Kurz, ich mag die Männer nicht!" So mochte sie im tiefsten Herzen auch die so recht eigentlich „männlichen" Gespräche nicht. Sie war aber Philosophin genug, die Welt so zu nehmen, wie sie war. Ihr lebhafter, geschulter Verstand, ihre glänzende wirtschaftliche Tüchtigkeit, ihre Herzensgüte gewannen ihr Männer und Frauen; dem Bruder im-

ponierte sie, so wenig er es zeigte, und mit starkem Bedürfnis, gegeneinander zu räsonnieren, hatten sie sich lieb.

„Wir waren eben fertig," erwiderte Weißdorn. „Was bringst du da, Tine?"

Sie kam und gab ihm den Brief in die Hand: „Aus Augsburg, von Ina. Nur ein paar Seiten, wie gut's ihr da geht. Vielleicht willst du's lesen."

Weißdorn sah hinein, seine Augen flogen. „Was die Mädels jetzt für Buchstaben machen; nur modern, modern! — Lange, kühne Balken; — und 'ne Weiberschrift bleibt es doch. — O Himmel, da sind Verse!"

„Ja," sagte Albertine trocken, „aber nicht von ihr. Aus einem neuen Dichter abgeschrieben, sie gefielen ihr so."

„Aha! Dekadent!" — Weißdorn blickte zu Eckard hinüber, mit einem tragikomisch grimmigen Ausdruck: „Was hab' ich dir gesagt?"

Albertine schaute die beiden Männer an, hin und her. „Ach, ihr wart wohl wieder bei dem Thema Ina."

„Was kann ich dafür," sagte der Bruder, mit den Achseln zuckend, „daß sie so ein ewiges Thema ist? — Da fährt so was nach Augsburg; doch immer ein Stück in die Welt hinein; was interessiert sie da? was schreibt sie dir? Verse. Ein Gedicht." Er sah in das Briefchen hinein: „Ziemlich verrückte, düster stimmungsvoll verliebte Verse. Die schreibt sie für ihre alte Tante ab —"

„Sie findet sie so schön. Da denkt das kleine Herz, ich soll auch —"

„Ja, du bist ja die Kommode, in die sie all ihre

kleinen Scharteken legt. Du bist die Vertraute. Zum Vater wagt sich das Seelchen nicht —"

„Da käme sie auch übel an!"

Weißdorn drückte der Schwester den Brief in die Hand: „Da hast du's! Behalt's! — — Wenn das Ludwig wäre. Wenn der so mit sechzehn Jahren nach Augsburg führe — und dir oder mir von dort schriebe — was hätte mein Bub dort alles gehört und gesehn! Er hätte all die alten Mauern und Tore und Springbrunnen, das Rathaus und das Fuggerhaus, die ganze Geschichte von Augsburg hätte er gesehn. Er wäre aufs Lechfeld hinaus gekommen, wo der Kaiser Otto die große Ungarnschlacht gewann. Und die neuen großen Werke und Fabriken, alles — — Ach ja, so ein Junge! Da lebt was drin. Da kommt was heraus! — Als ich heut mit dem Eckard spazieren ging, auf dem Gasteig und in den Anlagen drüben, da hat er mir von seinem Neffen Alfred Eckard erzählt; der ist nun zwanzig Jahre alt; wie viel rührt sich da. Ein Student, der wirklich studiert; der voll Gedanken und Pläne steckt —"

Eckard fiel ihm ins Wort: „Ja, aber doch nicht so, wie du's möchtest; so weltpraktisch nicht. Er hat doch auch was vom Träumer; wenn du ihn wiedersiehst, wer weiß, ob er dir gefällt. Er macht sogar Verse; recht hübsche —"

„Na, wenn einer zwanzig ist. Das hat so seine Zeit. Aber er will was Großes werden, sagst du —"

Eckard nickte fröhlich.

„Er will seinem Vaterland nützen, sagst du —"

„Und ob!“

„Und du bist ihm wie ein Vater, und du hilfst ihm weiter — und das macht dich glücklich!“

Weißdorn seufzte tief. Albertine, obwohl ihr dieses ganze Gespräch nicht gefiel, sah ihn mitleidig an. Eckard trat herzu und legte ihm eine Hand auf den Arm. „Und dein Gustav, Alter? Dein Pflegesohn?“

„Ich habe keinen Pflegesohn,“ sagte Weißdorn und zog seine mächtigen Brauen grimmig auf die Augen nieder. „Solang' ich sein Vormund war, na, da war's so was; ungefähr so was; jetzt ist dieser Gustav Köhler einundzwanzig Jahre alt und sein eigner Herr. Und mein Geld braucht er nicht, er hat selbst genug. — Ja, das ist ein Mannsbild! ein richtiges! Schneid, sag' ich dir, bis in alle Poren. Ein Tatmensch. Ein Praktikus. Ein technisches Talent! Studiert jetzt in Berlin zu Ende, wo am meisten gearbeitet wird; und mit seinen einundzwanzig Jahren hat er schon eine Art von Namen, sie schauen auf ihn, sie glauben an ihn; eine große Zukunft! — Freut mich sehr, für Deutschland. Mein guter Eckard, was hilft das mir? Ich bin nicht sein Vater. Der Ludwig Weißdorn, der auch so einer geworden wäre, der liegt unter seinem Stein. Ich — ich — ich — — mit dem, was mir geblieben ist, muß ich mich behelfen!“

Über das große, schöngeschnittene, gute Gesicht der Frau Albertine flossen ein paar Tränen. „Deine arme Ina,“ sagte sie.

„‚Arme Ina‘. Was tu' ich ihr? Hab' ich denn nicht recht, wenn ich sage: ich muß mich behelfen?“

„Ach, du weißt ja doch, ich bin nicht vernarrt in das Kind. Sie hat viele Fehler. Die kenn' ich alle. Aber — aber — du kennst dein Kind nicht; nein, Karl, noch nicht. Du bemühst dich nicht, weil sie halt nur ein Frauenzimmer ist. Was sie Liebes und Holdes hat, daran liegt dir nichts; interessiert dich nicht. Ihre gute, menschenliebende, warme, weiche Seele —"

„Zu weich!" rief Weißdorn. „Das ist's ja!"

„Soll sie so hart sein wie ihr Männer? Dann wär' ihr besser, sie wäre tot! — Gott hat sie für andre Zwecke geschaffen als für das, was ihr —"

„Lieben und gebären!"

„Ist beides nicht das Schlechteste."

„Aber dabei kommt die Menschheit nicht weiter!"

„Aber ohne das gäb' es keine. Und du, Karl Weißdorn, du stündest nicht hier und sprächst nicht so harte, böse Worte über dein einziges Kind!"

„Harte, böse Worte? Ich beklage mich nur, daß sie mein einziges ist!"

„Könntest doch wohl auch Gott einmal danken, daß er dir's gelassen hat. 's ist ein gutes Kind! Und daß es dir auch sonst keine Schande macht —" Albertine nahm eine Photographie, die auf Weißdorns Arbeitstisch stand, und hielt sie ihm vors Gesicht. Es war ein Bild der Tochter, vor einem halben Jahr gemacht, als sie von der Schule ging; die ganze, halbreife, mittelgroße, der Mutter nachgeartete, ebenmäßige Gestalt; die Haltung etwas ungeschickt, der Kopf auf dem schlanken Hals lieblich anzuschauen, eine Mischung von Kindlichkeit und noch umschleiertem Ernst. „Ist das nicht ein

h ü b s c h e s Kind?" sprach Albertine fast entrüstet weiter. „Meine Buben, meine Hoffnungen, sagst du immer. Ist das keine Hoffnung? — Eckard, reden Sie doch auch ein Wort. Sie tun nicht den Mund auf. So ein hübsches und gutes Mädel, ist das keine Hoffnung?"

„Na ja, gewiß," antwortete Eckard. „Das hab' ich ihm ja selber gesagt!"

Weißdorn sah ihn finster an: „Ein s ü ß e s M ä d e l, hast du gesagt. — Ach, ihr beide, ihr versteht mich nicht. — Wenn ich meinen Buben beim Spielen zusah und mir dachte: das werden einmal M ä n n e r werden, so wie wir sie brauchen; die bringt Karl Weißdorn seinem Volk, seinem Vaterland. Ich war stolz darauf! Aber nein, auch nicht stolz — ganz bescheiden dacht' ich: so erfülle ich meine Bürgerpflicht! — Nun hüpft da so ein Täubchen herum." Er warf einen Blick auf das Bild in Albertinens Hand: „Nu ja, niedlich, niedlich. Und sie tanzt auch hübsch. Spielt gut Tennis. Wird vielleicht einmal selber Gedichte machen. Ihr guten Menschen, was nützt mir das? Kann mir das meinen Kummer aus dem Herzen reißen?"

* * *

Auguste, das Stubenmädchen, kam, eine Besuchskarte in der Hand. Weißdorn nahm sie und las: „Ottokar Dolberg, Leutnant im Ersten Schweren Reiter-Regiment Prinz Karl von Bayern." Er nickte: „Ich lasse bitten." Auguste ging. „Mein Alter," sagte Weißdorn, der unwillkürlich und unbewußt seinen ergrauenden Schnauz-

bart strich, „da wirst du einen richtigen Kavalleristen kennen lernen; so 'nen wilden Reiter haben wir nicht viele. Albertine und ich, wir lernten ihn in Tegernsee kennen. Ein —"

„Ein gefährlicher Schwerenöter," fiel ihm die Schwester ins Wort. „So 'nen Frauenjäger haben wir nicht viele!"

Sie konnte nicht weitersprechen, Leutnant Dolberg trat ein. Eckard öffnete die Lippen, so verblüffte ihn die blühende, strahlende Erscheinung dieses schönen Menschen, der da auf einmal im verklärenden Abendlicht stand. Eine eher kleine als große, aber vollendet harmonische Gestalt, mit einem kleinen, altgriechischen Kopf; schwarze, lachende Augen, die steile Nase wunderbar geformt, über sinnlich schwellenden, leuchtendroten Lippen; das dunkle Haar lockte sich mit Gewalt, den Militärschnitt bekämpfend. Der junge „Narziß" — an diese griechische Statuette mußte Eckard denken — ging zuerst auf die Dame zu, küßte ihr die Hand; dann begrüßte er den Hausherrn und verneigte sich mit männlichster Anmut vor Eckard.

Weißdorn stellte vor. „Ich freue mich, Herr Leutnant," sagte er herzlich, „Sie wiederzusehen und in der Hauptstadt als einen unsrer idealen Reiter zu begrüßen."

„Doch nicht gar als Musterreiter," erwiderte Dolberg; von seinem frischen, kernigen Bariton klang das Wortspiel sehr lustig. „Sie hatten mich in Tegernsee so liebenswürdig eingeladen, Sie hier zu besuchen; da bin ich. Bitte, preisen Sie mich nur nicht an; das macht unbeliebt."

Weißdorn lächelte: „Bei meinem Freund Eckard, der sich für alle edlen Künste begeistert, ist das nicht zu fürchten. — Ich muß dir nämlich sagen, Alter: Herr Leutnant Dolberg ist auch ein großer Rennreiter; er reitet aber nur gefährliche Rennen mit, bei denen man den Hals brechen kann."

„Das kann man ja wohl bei jedem Rennen," sagte Eckard trocken.

Dolberg nickte: „Das kann man wohl. Es reitet sich aber doch lustiger, wo mehr Chancen sind."

„Macht es Ihnen so viel Spaß, Herr Leutnant, sich den Hals zu brechen?"

„Nu, es wär' doch ein schöner Reitertod. — Wenn man bei diesem ewigen Frieden so gar keine Aussicht hat, auf einem wirklichen Schlachtfeld zu bleiben!"

Um dich wär's wohl schade, dachte Eckard; so ein schöner Jüngling! Es fiel ihm nun aber auf, daß der Leutnant keinen Schnurrbart trug, obgleich er wohl seine fünfundzwanzig Jahre zählte. Das half ihm sehr zur Ähnlichkeit mit dem bartlosen Narziß. Es erinnerte Eckard an einen jungen österreichischen Offizier, den er kannte, der seinen schönen Schnurrbart wegrasiert hatte, weil seine heimliche Liebste es verlangte; sie wollte keine Haare küssen. Ob dieser „schwere Reiter" aus demselben Grund eine nackte Oberlippe hatte? Oder hatte er den Ehrgeiz, dem Narziß zu gleichen?

Albertine fragte nach den schweren Hindernisrennen, wie es dabei zugehe; der Leutnant begann zu schildern, zu erzählen, mit jugendfrischer Beredsamkeit. Jedes Wort war schlicht, natürlich, aber in allen der heitere

Übermut, der die Gefahr als Spielzeug braucht, der ums Leben wettet. Eckard, der Kunstfreund, der „ästhetische“, wie ihn Weißdorn nannte, hörte mit Staunen zu: die diesmal verschwenderische Natur hatte diesem bildschönen Menschen auch einen ganz besonderen Wohlklang der Stimme gegeben, der ihm geradezu auf die Sinne ging. Es war ihm fast wie Theater, so von Hürden und Gräben und Zusammenbrüchen erzählen zu hören. Alle Wetter, dachte er, wenn das ein leichtverliebtes junges Mädel hört? Wie schon die Albertine „spannt“, die alte Frau, die eigentlich „die Männer nicht mag“. Wenn da statt dessen eine Junge säße. So saß vielleicht Desdemona vor Othello, als er ihr aus seinem Leben erzählte, „von schreckender Gefahr zu See und Land“ — und wutsch war sie weg!

Der Leutnant wollte endlich gehn, er stand auf. So im Abschiednehmen warf er einen unbewußten Blick auf die Photographie, die vorhin Albertine dem Bruder vor die Augen gehalten und dann wieder an ihren Platz auf dem Arbeitstisch gestellt hatte. Das Bild hielt seine Augen fest. Er streckte endlich die Hand danach aus; „darf man sehn —?“ fragte er. Weißdorn nickte. Dolberg hatte die Photographie in der Hand; seine Blicke verzehrten sie, es ging ein ganz eigener Ausdruck über sein Gesicht, der dem beobachtenden Eckard plötzlich sehr mißfiel. Dann ward das Gesicht wieder still, aber wie wenn es sich bewußt zusammennähme. „Ein sehr interessantes —,“ sagte Dolberg im Salonton, der dem Eckard gleichfalls nicht behagte. „Darf man fragen, wer die junge Dame ist?“

„Meine Tochter," antwortete Weißdorn.

„Ah! Sie haben so eine Tochter?"

„Nur die eine. Sie war nicht mit in Tegernsee, weil sie eine junge Freundin am Land besuchte."

„Hm! Sie war nicht mit, weil —"

Dolberg starrte wieder auf das Bild; er spannte dann gleichsam die Augen wieder aus und ließ sie zum Fenster gehn. „Und dabei wird's dunkel. — Und die Photographie wirkt doch noch so — reizend. So merkwürdig. — Sie erlauben, daß ich Ihnen gratuliere, Herr Weißdorn."

„Zu was?"

„Zu der Tochter. — Gewiß noch sehr jung —"

„Sechzehn Jahr' vorbei."

„Das ideale Alter!"

Der Leutnant stellte das Bild auf den Tisch zurück. Er lächelte. Was soll dieses komische Lächeln? dachte Eckard.

„Wieso das ideale Alter?" fragte Albertine.

„Nu, es ist doch — — Man sagt doch so. — Eigentlich ein Unsinn; verzeihen Sie; wie kann denn ein bestimmtes Alter — — Es kommt doch auf den inneren Menschen an — und wie man sich fühlt. — Es war mir eine ganz besondere Freude, gnädige Frau, Sie wiederzusehn. Sie gestatten, Herr Weißdorn, daß ich wiederkomme?"

Weißdorn drückte ihm die Hand: „Gönnen Sie uns die Ehre und das Vergnügen. Ich hoffe, daß Sie unsern nächsten geselligen Abend verschönern; ich lade Sie dann persönlich ein."

Dolberg verneigte sich. Er sprach noch einige verbindliche Worte, mit der schönen Stimme, und ging.

* * *

Der Dezember war gekommen und die erste Wintergesellschaft bei Weißdorns. Albertine ging noch mit Hausfrauenschritten durch die großen Räume; alle elektrischen Lichter brannten, die Gäste waren noch nicht da. Im Saal stand nur Ina, die aus Augsburg heimgekehrte, in ihrem schlicht mädchenhaften Festkleid, das die noch zu schlanke Gestalt etwas voller machte. Sie sah wie eine Rose aus, von Kopf zu Fuß; in dem braunen Gelock spielten einige lebendige Rosen mit. Sie trällerte ein Liedchen, in der allgemeinen angenehmen Erwartung eines besonderen Abends, den die vielen Lichter der Kronleuchter, die Scheinkerzen verkündigten; was sich eigentlich so besonders Schönes begeben könnte, war ihr nicht bewußt. Aber doch nicht das Alltägliche; das war auch schon gut! So im Stehn und Harren und Träumen wurde sie allmählich süß verrückt; das liebte sie ganz heimlich sehr, seit einiger Zeit. Sie fing an, ein komisches Gedicht von Eichendorff vor sich hin zu sprechen, den sie seit dem letzten Sommer viel gelesen hatte:

„Soldat sein ist gefährlich,
Studieren ist beschwerlich,
Das Dichten süß und zierlich,
Der Dichter gar possierlich —“

Hier brach sie ab: eben trat im Frack, eine weiße Nelke im Knopfloch, Gustav Köhler ein. Er war am

Morgen dieses Tages von Berlin gekommen, um ein paar Wochen bei dem ehemaligen Vormund, dem väterlichen Freunde zu wohnen; Ina hatte ihn schon bei Tisch gesehn. Sie hatte ihn gern und auch n i c h t; er war ihr von Kind auf bekannt und dabei doch fremd. Sie waren nicht verwandt und doch ungefähr wie Vetter und Cousine; sie nannten sich du, das Sie hätte ihr aber auch nicht weh getan. Wie er nun so näher trat, — 's ist doch eigentlich ein hübscher Mensch! dachte sie. Eine gute, schlanke Gestalt. Furchtbar kluge Augen. Der Frack sitzt ihm gut. Wenn er nur nicht so gräßlich gescheit und vernünftig wär' ...

Er stand jetzt vor ihr und grüßte; sie gab ihm die Hand. „Ei," sagte er, „so ein rosenrotes Weißdörnchen hab' ich noch nie gesehn!"

Ein Blick aus ihren Rehaugen mißbilligte ihn: „Du, das Witzemachen l a ß lieber, das steht dir nicht. — Was ich dich heut mittag schon fragen wollte: warum bist du jetzt schon in München? Die Weihnachtsferien kommen ja erst —"

„Ja, in zwei, drei Wochen."

„Und da bist du den Kollegien durchgebrannt? Du wirst doch nicht gar ein hoffnungsvoller Taugenichts, ein unsolider Mensch?"

„Ach, Unsinn. Das glaubst du ja selber nicht."

Sie schüttelte ihr Gelock. „Nein, ich glaub's auch nicht."

„Wie stellst du mich dir eigentlich vor? Ein Kollegienpauker bin ich doch nicht mehr. Die Bücher hab' ich

sozusagen hinter mir; ein angehender Elektriker bin ich —"

„Mit einundzwanzig Jahren?"

„Wenn man früh angefangen hat und lange Arbeitstage macht. Jetzt haben sie mich von Berlin hierhergeschickt, ich soll mit einem Jugendkameraden, der auch ein sogenanntes Kirchenlicht ist —"

„Ah, du bist ein Kirchenlicht!"

„Mit dem soll ich etwas Besonderes durchstudieren, bearbeiten — — aber das versteht Weißdörnchen nicht. Das würde Weißdörnchen langweilen."

Sie nickte: „Ja, das würd' es wohl. — — Du, sag mal aufrichtig — ihr Männer der Wissenschaft seid ja immer wahr, nicht?" Sie nahm einen seiner Frackknöpfe in ihre kleine, reizende Hand: „Langweilst du dich wirklich nie bei deiner Physik und Chemie und Mathematik und Elektrizität? Wird dir nicht manchmal grauslich zumut?"

Gustav lächelte auf sie herunter wie ein Schulprofessor auf ein dummes Bübchen. „So tiefe Sachen zu sagen, darin warst du immer groß. Das ist dir geblieben! — Wenn du nur eine Ahnung hättest — — Lies mal Pascal, Kind; wenn der seine kleinen mathematischen Probleme hingaukelt, das ist Poesie, so gut wie Shakespeare. Dagegen ist all das Gesäusel deiner modernen Lyriker Kaff! — Umgekehrt könnte ich dich fragen: langweilen dich diese leeren Seifenblasen nicht? Wird dir da nicht manchmal grauslich zumut?"

O ja! dachte Ina. Sie hatte schon zuweilen in jähem Zorn so ein Buch an die Wand geworfen; sie

war nicht für Süßholz und war sehr für Natur; sie hatte einen heiligen Wahrheitssinn und gesunde Nerven. Aber den Jugendtrotz, den hatte sie auch. Wenn Tante Albertine an ihr „nörgelte", wenn der Vater sie so verständnislos zum Buben umzukneten suchte, dann kroch sie wie eine Schnecke in ihr Haus, ihr Innerstes zurück, versteckte die wahre Ina, übertrieb die andre, die unbeliebte. Dann überkam sie wohl eine unsinnige, schmerzlich-süße Seelenwollust, eine Märtyrerin aus sich zu machen, wie der heilige junge Sebastian angebunden am Baum zu stehn und die Pfeile des Mißverstands auf sich regnen zu lassen; nur zu! o, nur zu! Ihr kennt mich nicht. Ich bin nicht so. O wüßtet ihr, wie ich wirklich bin. Ihr sollt's nie, nie wissen. Tut mir nur weh, nur zu!

So hatte sie schon seit Jahren, und wie oft, mit der Welt gespielt; auch mit diesem Pascal-Anbeter, der da vor ihr stand. Der war mit dran schuld, daß sie so im Schneckenhaus lebte; der „Magister Gustav", der „Professor Köhler", wie sie ihn in ihren Zornmonologen nannte. Dem hatte schon im achtzehnten Jahr der alte Pedant, der herablassende Erzieher, der mädchenverachtende Manneshochmut aus den Augen geblitzt! Sie war nur immer ein zu gutherziges, versöhnliches Lamm gewesen, um ihn recht zu hassen ...

Jetzt sah sie ihn mit falschen Augen an und schüttelte den Kopf. „Ich habe die Seifenblasen gern, das weißt du ja, Herr Geheimerrat. Ich bin ohne Tiefe, das weißt du ja. Mein Horizont reicht nur bis zum Eisplatz und zum Tennisplatz."

„Ach du —! — Was du dabei für Augen machst. Manchmal möcht' ich denken, du spielst mit uns, du verstellst dich, Ina. Du hast mehr in dir, als —"

„Das wäre doch wohl nutzlos," fiel sie ihm ins Wort. „So ein kluger Mensch wie du, der würde mich ja sogleich durchschauen!"

„Na, nun hör' aber doch einmal ein vernünftiges Wort, du großes Mädel; von einem alten, wohlmeinenden Freund. Eisplatz, Tennisplatz — das hab' ich alles getrieben wie du, und werd's weitertreiben. Aber davon lebt man nicht; auch ein Mädchen nicht. Gar in unsrer Zeit! Man will doch ungefähr verstehn, was geschieht — die wunderbaren Fortschritte, die wir in so vielen Wissenschaften machen —"

Ina drehte sich auf dem Absatz herum.

„Man will doch wenigstens wissen, was eine Dampfmaschine ist; was Elektrizität ist —"

„Das wissen wir ja beide nicht. — Dampfmaschinen sind Ungeheuer. — Ich will lachen. Singen."

„Aber vom Morgen bis zum Abend lacht und singt man nicht! — Wie denkst du dir denn deine Zukunft, Ina?"

„Ich hab' mir vorgenommen, das Leben eines Taugenichtses zu führen, wie der Eichendorffsche. Das gefällt mir so."

Gustav ging von ihr weg, quer durch den Saal, ein paar Töne pfeifend. Er kam langsam wieder, rückte an seiner weißen Binde, sah sie mit einem scharfen Blick, dann mit einem verjüngenden Lächeln an. „Ich

muß dir sagen: wenn du so dastehst — in Rosa — mit den braunen Augen, in denen scheinbar was Geheimes steckt — ja, du siehst wie so ein Taugenichts aus; aber wie ein reizender. Beinahe schon verführerischer —"

„O! Du schmeichelst mir. Dann kommt wohl jetzt sehr was Bitteres!"

„O nein. Sei ganz ruhig. Ich hab' aber einen Auftrag, Ina; und da wir noch immer allein sind —"

„Einen Auftrag hast du? Von wem?"

„Wir sind heut nachmittag da drüben spazieren gegangen, dein Vater und ich. Er war — nimm's nicht übel, sei lieb, hör mich ruhig an — er hatte Kummer um dich. So eine Art Schmetterling, sagte er; — nein, dreh dich nicht weg. Er sprach ja zu deinem Jugendfreund! Gar so wenig Interesse, klagte er. Andre Mädchen suchen sich doch wenigstens weiterzubilden; meine Tochter nicht! Da setz' ich nun meine Hoffnung auf dich. Du bleibst ja bis Neujahr hier; wenn du in diesen vier Wochen ihr —"

Durch die offene Tür am Ende des Saals trat Weißdorn ein, im Gespräch mit einem jungen Offizier, der an seiner Seite ging. Ina sah die Uniform der Schweren Reiter, die sie liebte; sie sah den jungen Mann, der sie trug. Sie starrte ihn an, ihr verging das Hören. Wie kam der in diesen Saal? Ein so schöner, so verwunderlich schöner Mensch, wie sie noch keinen gesehn? Ihr Vater stand still, der andre auch; ihre Augen auch. Sie konnte sich nicht rühren. Sie starrte nur. Ihr fuhr nur durch den Kopf, wie im Traum:

ist das dieser Leutnant, von dem Tante Albertine heut zum Vater sprach? — Gibt es so 'nen Leutnant?

Neben ihr sprach jemand; Gustav Köhler; sie verstand kein Wort. Jetzt hob er seine Stimme, sie ward heller, schriller, da verstand sie ihn. „Mir scheint aber, du bist abwesend, du hörst nicht, was ich sage. Tu mir den Gefallen —"

„Doch," antwortete sie, ohne sich zu rühren. „Sprich nur weiter, ich höre jedes Wort."

„Also kurz, dein Vater will — — Du hörst wieder nicht."

„Doch, jedes Wort. ‚Dein Vater will' ... Siehst du?"

„Also er will, oder wünscht, daß ich dich in möglichst gemütlicher Weise in die wunderbaren Geheimnisse der Elektrizität, die neuen Entdeckungen und Erfindungen —"

Weißdorn und der Leutnant gingen langsam weiter, ins Gespräch vertieft; Inas Augen und ihr Kopf gingen mit. Es sauste in ihren Ohren, Gustav Köhlers Stimme verschwand. Bin ich denn verrückt? dachte sie. Weil einer ein schöner Leutnant ist? — Oder ist das alles ein Traum?

Traum ... Ihr ging durch den Sinn: von einem schönen Reitersmann hatte sie vor einer Woche geträumt. Er kam durch den Wald, er huldigte ihr, sie liebte ihn. Sie küßten sich ... Und dann, aufgewacht, mit heißen Wangen, hatte sie sich geschämt: s e h n' ich mich denn so? Bin ich in meinem Inwendigsten

so verliebt? — Im Wachen, in der Wirklichkeit hatte sie sich noch nie so verliebt. Sie ging mit so hohem Kopf und so freiem Herzen dahin ...

Auf einmal erzitterte sie. Der „Riese", ihr Vater, und der kleinere Offizier mit den schwarzen Augen standen dicht vor ihr. „Mein lieber Freund, Herr Leutnant Dolberg," hörte sie ihren Vater sagen. Der „liebe Freund" redete sie an. O, die weiche Stimme. So warm. Seine Augen lachten. Ich muß mich fassen! ich muß mich fassen! rief sie sich in Gedanken zu. Er hatte sich verneigt, sie tat's auch. Er lächelte; sie lächelte. Als stiege sie aus einer Brandung heraus, so kam sie in die Wirklichkeit; es ward klar um sie. Ihre Augen sahen alles; den Saal, der sich füllte, den Vater und Gustav, die miteinander seitwärts gingen, Tante Albertine, die vorüberrauschte. „Ich kenne Sie ja schon, gnädiges Fräulein," sagte Leutnant Dolberg heiter, strahlend; seine Zähne blitzten.

„Wo haben Sie mich denn schon gesehn?" sagte sie ebenso heiter, natürlich, über sich erstaunt; ich benehme mich! dachte sie wie befreit. Die Dame im Salon!

„Etwas kleiner, und nicht ganz so lebendig," erwiderte seine lustige, wundervolle Stimme. „Sie standen auf einem Tisch —"

„Oh!" Sie lachte hell auf.

„Es gibt ein Märchen, ich glaube von Goethe, da lebt eine Schöne in einem Kästchen, en miniature, aber allerliebst. So poetisch war diese Sache nicht: das gnädige Fräulein wohnten nur in einer Photographie. Auf des Herrn Vaters Schreibtisch —"

„Ah!“ sagte Ina und fing wieder an zu lachen, sie wußte nicht warum. „Es war meine Photographie!“

„Ja, nur so groß; und ohne diese entzückenden Farben; — es ging mir aber doch wunderbar. Ich hatte sie noch keine Minute gesehn — keine halbe, glaub' ich — so wurde ich schon ein schlechter Kerl, ganz verbrecherisch. Das Bild muß ich haben! dacht' ich. Das muß auf meinem Schreibtisch stehn, da muß es mich alle Tage anschaun, mit den großen Augen! — Es fragte sich nur: wie nehm' ich's? Gewalt? Dazu war mir Ihr Vater zu lieb;“ Leutnant Dolberg lächelte: „und wohl auch zu stark. Also stehlen? Ja, wann und wie?“

Ina ward rot, hoch hinauf; ihre Wangen brannten. Ja, spricht man denn so? dachte sie bang, verwirrt; sie fühlte sich auf einmal so sechzehnjährig. Sagt ein Herr einer Dame in der ersten Minute, daß er ihre Photographie hat rauben oder stehlen wollen? — Und wie sind seine Augen so dreist? — Sie sammelte ihre ganze Kraft. „Ich denke, Offiziere stehlen nicht,“ sagte sie zwischen Scherz und Ernst.

Er lächelte: „In der Regel nicht. Aber gnädiges Fräulein wissen ja, daß es von jeder Regel Ausnahmen gibt.“

Seine Augen setzten hinzu: Nämlich in dem Krieg zwischen Mann und Weib!

Wofür hält er mich? dachte Ina, auf einmal empört; unwillkürlich warf sie den Kopf zurück. „Ich glaube aber, Sie vergessen, Herr Leutnant, daß es vor allem

auf die Dame ankommt: ob sie ihr Bild stehlen lassen mag oder nicht."

Dolberg heftete überrascht die ihr Feuer verlierenden Augen auf die junge Dame. Er war eine Weile still. Jetzt studiert er mich! dachte sie. Sie hielt aber seinen Blicken stand; sie fühlte sich stolz und stark.

Endlich verneigte er sich ein wenig — mit einer Anmut, die ihr auf die Seele ging — und lächelte sie freundlich an. „Meine Hochachtung, mein gnädiges Fräulein; das haben Sie gut gemacht! Über all mein Erwarten gut. Ich muß Sie sehr um Verzeihung bitten: es ist meine Art — oder Unart — daß ich so junge Damen bei der ersten Bekanntschaft gern auf eine kleine Probe stelle; na ja, es ist unverschämt, ich gebe es zu. Wenn ich Ihnen einfach sagte: ich hab' Ihre Photographie gesehn, sie hat mir gefallen, sie hat mich neugierig gemacht, Sie kennen zu lernen, so hätten Sie das genehmigt, nicht wahr. Es reizte mich aber — verzeihen Sie — Ihre Geistesart, Ihre Waffen, Ihre Geistesgegenwart zu —"

„Schon gut, schon gut," unterbrach sie ihn, gegen die Musik seiner Stimme kämpfend. „Sie haben sich also ein — Experiment erlaubt. Ich glaube, das tut man eigentlich nicht."

„Nein, das tut man eigentlich nicht," sagte er gemütlich; dann verneigte er sich abermals, nun aber demütig tief, als biete er sich zur Bestrafung an. „Es war Übermut! Ich bereue es heftig; — aber doch nicht so ganz, Sie verzeihn: Ihre Zurechtweisung stand Ihnen so entzückend gut. Und — und ich ver-

ehre Ihren Vater so sehr; da riß es mich, seine sechzehnjährige Tochter, die so recht wie ein Rätsel vor mir stand — — es war aber unverschämt!"

So was Weiches, Warmes in der Kehle zu haben, dachte Ina, das ist unerlaubt!

„Kann mir Herrn Weißdorns Tochter vergeben?" fragte Dolberg nach einer kleinen Stille. Er hielt ihr die Hand hin. Sie wollte ihm die ihre nicht geben; war dieses Handbieten nicht wieder eine Unverschämtheit? — Seine Zähne leuchteten aber so zutraulich schön, seine Augen fragten so gut. Sie wollte noch etwas sagen, es verging ihr aber; sie gab ihm ihre treuherzige Hand.

„Ich danke Ihnen," sagte er leise; andre Gäste kamen, Ina zu begrüßen. Er trat zurück; seine Augen dankten laut.

* * *

Die Gesellschaft saß bei Tische, im kleineren Nebensaal; Ina saß zwischen „Onkel" Eckard, dem alten Freund, und Leutnant Dolberg, dem jungen, der sie zur Tafel geführt hatte; ihr war wieder wie im Traum. Sie hörte, wie die Stimmen rauschten, wie die Gläser klangen; sie sah sich gegenüber die gewaltigen Brauen und den halbgrauen Schnauzbart des Vaters, der so patriarchalisch nach rechts und links zu den alten Damen sprach; sie horchte, beinahe eifersüchtig, was denn dieser Leutnant wohl so melodisch zu seiner anderen Nachbarin redete. Sie hätte lieber aufspringen und herumtanzen mögen, statt so dazusitzen; sie freute sich auf

das Tanzen nachher, es war ihr versprochen. Dann ward ihr auf einmal melancholisch zumut und so schwer ums Herz ... Warum das? Sie hatte doch keinen Grund?

„Weißt du, worauf ich mich freue?" sagte Eckards gemütliche Stimme rechts von ihr.

„Worauf denn?" fragte sie träumerisch; eigentlich verwundert. Auf was freute sich so ein alter Herr? Doch nicht auch aufs Tanzen?

„Auf den Sommer, Ina."

„Jetzt schon? Du, das ist früh."

„Vorfreude ist ja nie zu lang. Vorfreude gehört zur Lebenskunst! — An einem schönen Juni- oder Julitag rolle ich in den Berchtesgadener Bahnhof hinein; auf dem Bahnsteig steht ein weißgekleidetes junges Mädel, das täuschend wie Ina Weißdorn aussieht, und winkt mir mit dem Taschentuch. Und ich wundere mich, wie hübsch sie aussieht —"

Ob er wohl schön tanzt? dachte Ina. — „Ach, Onkel Eckard, ich bin nicht hübsch; das weiß ich ja. Ich laufe nur so mit!"

„Wachs dich nur vollends aus, dann machen wir noch Staat mit dir. — Was hast du dir denn für ein Schönheits-Ideal gemacht, dem du nicht entsprichst?"

„O Gott, ganz, ganz anders. Eine hohe Gestalt, lange Beine. Furchtbar dunkle Augen, viel Feuer drin. Eine große Stirn, es fallen aber schwarze Locken hinein. Ein majestätischer Gang, weißt du. Wenn ich in die Tür trete, fahren die jungen Herren zusammen und denken: Donnerwetter!"

Eckard lachte laut. Er legte ihr eine Hand auf die Schulter: „Du Dirndl! Verruckt, ganz verruckt! — — Ja, so sind die Menschen. Jeder will sich anders haben, als Gott ihn geschaffen hat.“

Ich glaube, dann gefiel' ich ihm! dachte Ina. Jetzt — was sieht er jetzt an mir? Davon gehen zwölf auf ein Dutzend! — Sie horchte, er sprach noch immer zu der anderen Nachbarin. Nun fing sie an, ihr wehzutun, seine warme Stimme.

„Aber daß ich wieder nach Berchtesgaden komme!“ fuhr Eckard mit genießendem Behagen fort. „Das weißgekleidete Mädel, das hübsche, fällt mir in die Arme — das tut sie doch —“

„Ja, das tut sie, Onkel.“

„Und nimmt mich unter ihre Fittiche und führt mich durch das liebe alte Nest auf den Lockstein zu. Da liegt die noch liebere Villa Weißdorn, beinah schon an den Berg geschmiegt; hat so einen schönen, weiten Blick über die alten berühmten Bergriesen und die blauen Achen und das ganze Tal. Und wenn dann der Abend kommt, sitzen wir im Garten; Vater Weißdorn, Frau Albertine, das weißgekleidete Mädel und ich —“

Ob er da auch einmal sitzen wird? dachte Ina; es durchfuhr sie etwas, beinahe wie ein Schreck.

„Und der bayrische Mond geht auf,“ phantasierte Eckard weiter. „Vater Weißdorn trinkt seinen Deidesheimer. Tante Albertine liegt im Lehnstuhl und schwärmt. Ina Weißdorn jodelt; das kann sie gut. Und Ludwig Eckard bläst seine blauen Ringel gegen den Abendhimmel und dankt seinem Gott.“

O wenn nur erst getanzt würde! dachte Ina. Aber nein — nicht mit i h m! Er soll mit der andern Nachbarin tanzen. Ich mit Gustav — mit Heinrich Müller — mit Onkel Eckard. Mit dem schönen Bariton nicht!

In diesem Augenblick drehte sich Leutnant Dolberg zu ihr herum und sah ihr mit seinen strahlenden Augen so herzlich wie nach einer längeren Trennung ins Gesicht. „Gnädiges Fräulein" — er lächelte — „beinahe hätt' ich G u t e n A b e n d gesagt. Ob Sie das auch kennen? Wenn man eine neue Bekanntschaft gemacht hat — so in Gesellschaft wie hier — und sie eine Weile aus dem Gesicht verloren hat und dann wiedersieht — daß sie einem wieder ganz, ganz neu ist — und ein neues Wunder?"

Ina schaute ihn befangen an. „Ein Wunder? Wieso? — Ich verstehe wohl nicht."

„Nun, ein Wunder Gottes — wenn es eines von seinen besondren Geschöpfen ist. Mir war es eben wie ein wirkliches Wiedersehn! — Was ich Sie aber fragen wollte — mir fuhr's grade durch den Kopf; ich bin ja von der Kavallerie — ob Sie r e i t e n, gnädiges Fräulein?"

Sie schüttelte die Locken. „Ach, ich möchte ja," sagte sie, und die dumme Befangenheit schwand. „Möcht's ja brennend gern. Wir haben aber keine Pferde — und mein Vater mit seinem Rheumatismus —"

„Ich verstehe schon. Es macht sich nicht. Ich hoffe doch, es fügt sich bald! — Zu Pferd ist man erst der ganze Mensch; finden Sie nicht auch? Wenn man da

oben sitzt als der anerkannte Herr über das schönste, edelste Tier; wenn man es regiert wie ein Spielzeug, wie ein Steckenpferd —"

„Ja, so ein Reiter wie Sie! Das glaub' ich. Meine Tante sprach heut von Ihnen zum Vater; Sie seien der beste Reiter in Ihrem Regiment, hätte sie gehört. Aber auch der waghalsigste —"

Mit einem richtigen Reiterlächeln fiel er ihr ins Wort: „Das ist ja erst die wahre Lust! — Ich finde, gnädiges Fräulein, wir Menschen setzen viel zu selten unsre paar Knochen aufs Spiel! Man sollte — — Sie lachen? Nein, Sie schaudern wohl gar. Unsre zivilisierten, humanen Zeiten; und dazu dann noch die weibliche Erziehung — verzeihen Sie. Nur das liebe Leben schonen! Höchstens Nasenbluten; das ist erlaubt ... Ah, nun lachen Sie. Sie lachen himmlisch. Nein, ich kann nicht glauben, Fräulein Ina Weißdorn, Tochter eines solchen Vaters, eines Riesen, eines Prachtmenschen, daß Sie keinen Sinn für Gefahren, für Tapferkeit, für Heldenmut haben!"

„Nein," sagte sie rasch, „den hab' ich auch. Ich bin nicht so windelweich. O nein, manchmal träum' ich — — ich möchte so gern selber einmal etwas Großes tun — und dabei mein Leben wagen —"

„Sehn Sie!"

„Von so was phantasieren, so still für sich, das ist ja erlaubt!"

„Das entzückt ein Reiterherz. Ich trinke auf Ihr Wohl!" Er hob sein Glas gegen sie, ungefähr wie wenn er mit dem Säbel grüßte, und trank es aus.

„Aber erlauben Sie: warum schauderten Sie dann vorhin? Auf Ehre, es hat so ausgeschaut.“

„Weil Sie von Ihren Knochen sprachen —“

Ina ward rot, sie sprach nicht weiter. Sie lächelte nur.

„Es galt m e i n e n Knochen? Mitleid mit meiner kleinen Person?“

Seine Augen bohrten sich wieder in ihre. Es flog sie beinahe ein Zittern an; er studiert mich wieder! dachte sie. — Aber tapfer sein! — Sie erwiderte seinen tiefen Blick. O, die schwarzen, griechischen Augen! so schön! — Plötzlich umflorten sich die ihren; ein Gedanke schoß durch ihr Hirn: wenn der hineinreitet in die Schlacht! Er sitzt gewiß zu Pferd wie ein Gott. Das Pferd bäumt sich aber, hoch gen Himmel, ein Schuß hat's getroffen; und es schleudert ihn in den Graben — da liegt er — tot ...

So ein schöner Jüngling! ein Held!

Dolberg hatte genug gesehn; er schaute ein paar Augenblicke den Tisch entlang, von ihr abgewandt, ein Lächeln um die Lippen. So umflorte, durchseelte Frauenaugen waren ihm bekannt; so hatte sich ihm schon manches junge Herz gezeigt, ohne es zu wollen. Und das seine hatte dann zum Sturm geblasen, sobald die große Göttin Gelegenheit sich erblicken ließ ...

Langsam kehrte er sich wieder der jungen, halberblühten Wohlgestalt zu; sie sah auf ihren Teller nieder und aß. Worte hatte sie ihm nicht erwidert; er brauchte auch keine mehr. „Ich danke Ihnen,“ sagte er, als

hätte sie gesprochen; „das tut wunderbar gut. — Da Sie mir aber vorhin erlaubt haben, die Gefahr zu lieben — was macht so ein armer Friedenssoldat? in so kriegsscheuen Zeiten? Reiten will er doch; irgendwas besiegen, das will er doch. Na, da sucht er sich Hindernisse; nicht gerade Windmühlen, wie Don Quixote — oder Windmühlenflügel, wie der junge Seidlitz, der zwischen zwei Flügeln durchritt, während sie sich drehten —"

„Bravo!" sagte Ina bewundernd.

„Aber er nimmt, was er kriegt: Hürden, Gräben —"

„Rennreiter, meinen Sie!"

„Ja, so Herrenreiten. Das sind unsre Feldzüge. Ohne Ruhm, ohne Lorbeeren —"

„O nein!" Inas Augen leuchteten. „Da zeigt man sich doch auch als Held. Und macht sich auch einen Namen; ich weiß. Das suche ich in den Zeitungen, heimlich, Tante weiß es nicht; die mag so was nicht. O, da war auch der Name Dolberg — nun fällt mir's ein. Der sind Sie! Der sind Sie!"

Er lächelte. „Ja, das Bißchen bin ich."

Sie schüttelte den Kopf: „Ein Held! — Ach, erzählen Sie. Von Ihnen selber zu hören, wie das war — wie schön. In den Zeitungen ist alles so technisch, so trocken: der Start war gut — er siegte wie er wollte — eine Nasenlänge. Wenn Sie es erzählen, mit Ihrer Stimme —"

Sie verstummte, erschrocken. Jetzt verriet sie ihm auch noch, wie ihr seine Stimme zu Herzen ging! — Er lächelte nun aber so ganz ohne Eitelkeit, wie ein

guter Junge. Sie gewann wieder Mut: „Bitte, bitte, erzählen Sie!“

Er nickte ihr herzlich zu und begann. Eckard horchte auf. Seit ihm der Leutnant Ina genommen, hatte er über den Tisch hinüber, dann mit seiner Nachbarin zur Rechten gesprochen, nur zuweilen mit halbem Ohr ein paar verlorene Worte von links gehört. Jetzt klangen so bekannte Dinge heran, von bekannter Stimme; von dem so wohlklingenden Bariton, bei dem er sich gedacht hatte: wenn das ein leichtverliebtes junges Mädchen hört? — Ja, es waren dieselben Geschichten, Dolbergs Hindernisrennen, mit demselben frisch frei fröhlichen Übermut erzählt. Wie einmal sein erbittertster Gegner kurz vor dem Sieg fast zu Tode stürzte; wie ein andermal er selber mit seiner Fuchsstute niederbrach. Wie bei einem dritten Rennen sein Hengst klüger war als er ... Eckard hörte ein leises Seufzen, es kam offenbar aus Inas Brust. So ein Seufzen wie im Theater, ein wohliges, wonniges. Das Gesicht des Mädels konnte er nicht sehn, sie war so ganz dem Rennreiter zugekehrt; aber ihr Rücken, ihre Schultern, ihr Hals spielten rührend lebendig mit, erzählten allerlei von dem, was sie fühlte. Dann wieder ein tiefer, befreiender, sechzehnjähriger Atemzug. Dann ein leises, zitterndes Lachen. Dann eine Art von Jubellaut ...

O Karl Weißdorn, Karl Weißdorn, dachte Eckard, dem auf einmal nicht gut um die Brust wurde, was hast du da gemacht!

Das Mahl ging zu Ende; die Gesellschaft wanderte langsam in den großen Saal, in dem schon ein Klavier-

spieler am Flügel saß und das „Tänzchen" beginnen sollte, wie Weißdorn es nannte. Bald flatterten denn auch die ersten Walzertakte durch den hohen Raum. Die Luft war hier frisch, erneut und noch unverzehrt. Die Fächer der Damen hatten noch Ruhe; die Wangen und die Ohren glühten noch nicht, außer etwa vom getrunkenen Wein. Ina hatte kaum genippt; sie hatte Rausch genug, den Rausch der Jugend, der neuen Gefühle, des Glücks. Ihre noch lebensfrohen Rosen im braunen Haar, sonniges Leuchten in den Augen, Lächeln auf den Lippen, ging sie wie eine junge Priesterin der Aphrodite in den Festsaal hinein. Zwei Minuten später schwebte sie schon dahin, so leicht, als wäre sie jetzt in ihr Element gekommen; so hatte sie auch noch keiner geführt wie jetzt Dolbergs Arm.

Albertine saß in einer Ecke, das Ausruhen tat ihr wohl; ein Tag wie dieser ward ihr nicht leicht. Eckard trat zu ihr. Er setzte sich neben sie; einstweilen waren sie hier allein. Mit dem Kopf auf die vorüberwalzende Ina deutend, sagte er leise: „Sehn Sie, was da tanzt?"

„Na ja," antwortete sie. „Wie sollt' ich das nicht sehn? Meine Ina."

„Nein, meine gute Tine, da irren Sie."

„Wo guckten Sie denn eben hin?"

„Auf das Mädel in Rosa."

„Na ja, das ist meine Ina. Können Sie nicht mehr sehn?"

„O ja, noch recht gut. Aber die Ina, die Sie meinen, die Sie bis jetzt gekannt haben, die ist es nicht; bilden

Sie sich das nicht ein. Dies ist eine neue; von heute."

Albertine blickte ihn etwas müde an. „Wohin wollen Sie mit diesem Spaß?"

„Ach Gott, es ist gar kein Spaß. Schauen Sie doch: jetzt sehn Sie ihr Gesicht. Die Verzückung. Die ist hundert Millionen Meilen von hier. Die träumt einen Wonnetraum! — Soll ich Ihnen was sagen, Tine? Ihr Bruder hat eine große Dummheit gemacht: er hat diesen Adonis, diesen Heldenjüngling, diesen Leutnant in sein Haus geladen. In seiner Begeisterung für solche Kraftmenschen und Übermänner hat er ganz vergessen, daß er eine sechzehnjährige Tochter hat und daß der Herr Leutnant ein lebensgefährlicher Don Juan ist!"

Albertine war sehr wach geworden; bald sah sie dem walzenden Paar nach, das dann und wann zwischen den andern verschwand, bald warf sie auf Eckard einen ängstlichen Mutterblick. „Warum meinen Sie? Was wissen Sie?"

Eckard erzählte ihr in aller Eile, was er vorhin belauscht und gesehn. Immer leiser und immer rascher sprach er, da einige der alten Damen immer näher kamen. Albertinen erglühten die Augen; wacher war sie nie. Einmal seufzte sie; dann saß sie aber in finstrer Tapferkeit da. Endlich legte Eckard ihr eine Hand auf den Arm: „Hab' nur warnen wollen. Diesen Reiter nicht zu oft ins Haus lassen. Das Mädel nicht aus den Augen lassen; jedenfalls behüten."

Albertine legte eine Hand an ihr rechtes Auge:

„Wie das. — Sie kennen mich noch nicht, mein guter Eckard. Verlassen Sie sich auf mich!“

* * *

Es war Heiligabend, noch eine Stunde vor der Bescherung bei Weißdorns. Ludwig Eckard war abgereist, um das Fest in Wien mit seinem Neffen Alfred zu feiern; Gustav Köhler war noch Weißdorns Gast, er stand mit Ina im kleineren Saal, in seiner raschen Art geschäftig, den hohen Weihnachtstannenbaum mit Kerzen und Flitter zu schmücken. Ina wirkte träumerischer, langsamer mit, sie behängte die Zweige mit vergoldeten Nüssen, mit Orangen und Äpfeln, mit Naschwerk aller Art. Gustav sah dem zwar mit kritischem Nasenrümpfen zu, über das „Kind“ zuweilen heimlich lächelnd; er hatte vorhin gegen diesen Unsinn gepredigt: altfränkisch, spießbürgerlich, unmodern! Weihnachtsbäume behängt man nur noch mit silbernem Geglitzer, oder mit weißer Wolle, wie Schnee und Eis! Das Mädel hatte aber ohne Lärm, mit der stillen weiblichen Beharrlichkeit gesiegt. Ohne Früchte und Näschereien war's kein Weihnachtsbaum! Man hatte Ina nicht mit Unrecht seit ihrem zweiten Jahr ein Naschkätzchen genannt; und es tat ihren Evashändchen zu wohl, Goldfrüchte und Leckereien so vom Baum zu pflücken.

Ach, dachte sie, während sie wieder eine Orange am roten Bändchen auf einen der dunkelgrünen Zweige hängte, ob er heut wohl kommen wird? Vor einer Woche war eine Ahnung in ihr aufgestiegen, die hatte nicht mehr weichen wollen: am Heiligabend überrascht

uns der Vater mit einem lebendigen Reiteroffizier; plötzlich geht die Tür auf, wenn die Baumlichter brennen, und der Vater führt ihn am Arm herein, seinen „lieben Freund". Weshalb hätte er sonst vor acht Tagen, bei Tisch, so mitleidig von diesem jungen Leutnant gesprochen, der wohl ein ödes Weihnachtsfest verleben werde, ohne Eltern, ohne Verwandte, so recht mutterseelenallein? Wenn er so von Mitleid überfallen wurde, dann war auch immer rasch die Tat bei der Hand! — Ina hoffte und zweifelte; sie schaute die Orange mit Frohmut an, sie schüttelte wieder leise den Kopf. O warum war dieser Mensch in ihr Leben getreten, warum hatte er sich so tief in ihr Herz gedrückt, wenn ihr nun nichts als Sehnsucht blieb? wie nach einem Vogel, den man in der Hand hielt und der in den Wald entflogen ist? Nur ein einzigmal seit jenem Abend hatte sie ihm wieder Aug' in Aug' gesehn; und wie kurze Zeit. Auf einem jour fixe der Frau Hohenegger, der Mutter ihrer Freundin Gabriele, Weißdorn hatte sie hingeführt; da war spät, fast zu spät, auch noch Ottokar Dolberg erschienen, hastig, zuerst atemlos. Und plötzlich hatte er dann neben ihr gesessen, an der Wand, in diesem Augenblick sie beide allein, die andern lustig lachend um den Tisch versammelt; und mit einem seiner tiefen Blicke hatte er ihr bis ins Herz gesehn, und ihr zugeraunt: „Nur um Ihretwillen bin ich hergekommen. Fräulein Gabriele hatte mir gesagt, daß Sie hier sein würden. Ich hatte gar keine Zeit, aber es zog mich wie mit zehn Pferden her; wenn ich auch gleich wieder scheiden muß. Liebes gnädiges Fräulein, ich lebe ja

in Ihnen. Um Ihnen das zu sagen, bin ich hergekommen!" — Hatte er noch mehr gesagt? Nein, dann kam die Hausfrau, und er stand auf. Es ward so eine Art von Dreigespräch. Zehn Minuten später war er wieder fort ...

Ach Gott, dachte Ina und hob die Orange wieder auf, sie war ihr aus der Hand gefallen, und hängte sie an den Baum; ach Gott, was hätte i ch ihm wohl gesagt, wenn Frau Hohenegger nicht gekommen wäre? Ich hab' ihm ja nicht ein Wort gesagt. Hätt' ich die Wahrheit herausgebracht, so hätt' ich so gesprochen: „Sie leben in mir, sagen Sie. Wie Sie es meinen, so glaub' ich's nicht. Was kann ich Ihnen sein? Aber wie i ch es meine, so ist es wahr. Ja, Sie leben in mir; seit jenem Abend lebt niemand in mir als Sie. Für Sie könnt' ich sterben!"

Ich hätte aber von dem kein Wort gesagt. Irgendwas Dummes, die Wahrheit nicht. — O, wie kann ein Mensch so ganz in den andern kommen. Wie ist mir's ergangen!

„So, du faule Gret', ich bin fertig," sagte Gustav und trat hinter dem Baum hervor, an dem er sein Werk beendet hatte. „Wenn es mit dir ebenso wäre, dann könnten wir noch eine kleine halbe Repetitionsstunde haben und ich der Studentin Ina Weißdorn abfragen, was sie von Heinrich Rudolf Hertz und seinen Untersuchungen über die Ausbreitung der elektrischen Kraft weiß."

Ina, die sich in ihrem armen Herzen so verloren und so schuldig fühlte, hatte ihren unschuldigen Kopf

ein Opfer bringen lassen und sich zu einem „physikalisch-elektrischen Kollegium“ verstanden, das ihr der „unordentliche Professor Gustav Köhler“ las. Drei Stunden wöchentlich, nachmittags, hatte sie aus ihrem Traumleben preisgegeben, und Gustav hatte sie im „Plaudervortrag“ mit Wissenschaft gefüllt. Ihr junger, leichtbeweglicher Kopf hatte auch vieles überraschend schnell und gut behalten; freilich nichts so gut wie die kleine Rede von Ottokar Dolberg bei Hoheneggers an der Wand. „Nur um Ihretwillen bin ich hergekommen. Fräulein Gabriele hatte mir gesagt —“

Wie oft, wie unsinnig oft hatte sie sich diese Rede wieder vorgesprochen, bei Tag und bei Nacht!

„Ich will dir was sagen, Gustav,“ antwortete sie und nahm ein neues Gehängsel aus der großen Schachtel; „ich weiß von Heinrich Rudolf Hertz eine ganze Menge; aber heut, am Heiligabend, das gibt's nicht — weil's dera dös net gibt! — Erzähl mir lieber eine Schauergeschichte, oder was du willst; und hilf mir ein bissel, daß wir fertig werden; sonst kommt Tante Tine und schlägt die Hände über ihrem Kopf zusammen: was haben wir für eine Schnecke im Haus!“

Gustav ließ sich nicht bitten, er warf nur einen kleinen vernichtenden Seitenblick auf die Schnecke und griff nach den Näschereien mit den roten Bändern, die den Baum noch verunzieren sollten. „Eine Schauergeschichte soll ich dir erzählen?“ sagte er und hängte ein paar gebackene, braun glänzende Buchstaben an den nächsten Zweig; ein heimlicher Gedanke lief ihm dabei über die Stirn. „Damit kann ich dienen!“

„Damit kann er dienen. Du bist doch eigentlich ein guter Kerl, Herr Geheimerrat; immer bei der Hand. Wie du dich meiner Bildung angenommen hast, das ist wirklich rührend. Was für 'ne Geschichte weißt du denn?"

„Die haben sie mir gestern abend im Ratskeller erzählt. Du kennst ja den berühmten Reiter, den Leutnant Dolberg —"

Ina zuckte. Sie bückte sich geschwind über die große Schachtel, als hätte sie da etwas gesehn, das sie naschen wollte.

„Er war ja damals hier," warf sie hin.

„Er gilt für einen großen Damenhelden und Herzenbrecher; davon hast du wohl auch gehört. Verheiratet oder unverheiratet, ihm ist alles recht, sagt man; nur schiech darf's nicht sein! So ist er einmal im Herbst auf dem Lande, wo ihm die junge, reizende Gutsherrin sehr gewogen ist; unerwartet, am Abend, kommt der Mann nach Haus. Er hört, ich weiß nicht von wem, daß dieser ungebetene Gast bei der Hausfrau ist; er glaubt auch in ihrem Zimmer seinen Bariton zu hören — er sprengt die verschlossene Tür und stürmt hinein. Unser Reiterleutnant —"

„Es wird wohl eine sehr häßliche Geschichte," unterbrach ihn Ina, die mit einem Zittern kämpfte. „Erzähl mir die doch lieber nicht."

„Weiter gar nicht häßlich, sei ruhig; höchstens rätselhaft! Unser Reiterleutnant ist verschwunden, die Frau allein. Der Hausherr, ein Agrarier voll Saft und Kraft, rast im Zimmer herum; er hat vorher seinen alten

Degen draußen von der Wand genommen, er sticht damit in jeden Winkel hinein, unter jedes Möbel. Wo ist der verfluchte Kerl geblieben? Nirgends; keine Spur! Endlich ist der Mann dem Wahnsinn nah; er begreift es nicht. Er zwingt die Frau auf die Kniee nieder, sie soll gestehn, wo der andre ist. Sie reißt sich los, läuft hinaus, durch alle Zimmer bis in den Garten, und vom Garten aufs Feld, in die Nacht hinein!"

„Hör auf," sagte Ina, die sich nicht mehr rührte. „Laß mich doch mit solchen — Greueln in Ruh."

„Aber warte doch; nun wird's interessant! Der Mann hinter der Gattin her; endlich hat er sie und schleppt sie heim. Was tut unterdessen mein Leutnant? Er springt aus dem Fenster, eine Treppe hoch —"

„Wo? Aus welchem Fenster?"

„Im Zimmer der Frau!"

„Wenn er doch nicht drin war —"

„Er ist drin gewesen; man hat nachher das offene Fenster gefunden, und unten eine Spur von Blut. Wo hat er gesteckt? Das ist das Rätsel. Es gibt nur eine Möglichkeit: oben im Kamin! Das Haus ist ein altes Haus, eigentlich ein Schloß; ein uralter Kamin in dem Zimmer; so haben sie gestern erzählt. In den muß er hinaufgeklettert sein, so hoch wie er konnte!"

Ina bebte fast, nachträglich für ihn. Und doch graute ihr auch vor ihm; sie sah wie in schwarze Nacht. „Das kann doch nicht sein," murmelte sie. „Wie konnte er sich da halten — oben im Kamin."

„Ach, so rabiate Kerle, die können alles. Man muß wenigstens annehmen, daß er's konnte; denn er lebt

ja noch! — Also aus dem Fenster hinunter, eine blutige Schramme, weiter nichts; in den Stall hinein, man weiß nicht wie; einem jungen Stallknecht, den er kannte, ein großes Stück Geld gegeben — einen Hundertmarkschein, sagt man — ‚den Gaul kriegst du wieder' — und auf das nächste Pferd gestiegen und heidi hinaus! So jagt der Mann durch die Nacht zum Bahnhof; kommt noch grade recht zum Zug, der nach München geht, gibt dem Gaul eins auf den Schenkel: ‚mach, daß du heimkommst!' — so spricht er mit den Tieren, sie verstehn ihn alle — und der Gaul trabt wieder nach Haus, zum Stall, Dolberg fährt nach München!"

Ina war eine Weile still. Es ging ihr zu viel durch Kopf und Brust. „Glaubst du die Geschichte?" sagte sie endlich mit einem recht gelassenen Lächeln, in die Schachtel greifend.

„Die haben es gestern alle geglaubt. Der kommt auch aus der Hölle heraus! Das trauten sie ihm zu. Der ficht mit dem Teufel! — Und dabei ein guter Kerl, Kavalier durch und durch; nur gnade Gott den Weibern, die sich mit ihm einlassen. Die junge Frau aus dieser Geschichte — — sie haben auch ihren Namen gewußt, ich hab' ihn vergessen. Eh' es noch zur Scheidung gekommen war, hat sie den Verstand verloren. Eingestanden hat sie's nie, daß er bei ihr war. Nun vergeht sie wohl im Irrenhaus!"

Ina stand am Baum und hängte wieder auf, ein Stück nach dem andern. „Das kann auch nur ein Mann," warf sie nach einer Weile hin: „einem grad' am Heiligabend so was Schreckliches erzählen."

„Du wolltest ja eine Schauergeschichte."

„Ach, das sagt man wohl so. — Bitte, laß uns nun endlich fertig werden, eh' die Tante kommt!"

Der ficht mit dem Teufel, dachte sie, sich Gustavs Worte wiederholend. O, sie fühlen doch, er ist ein Held! — — Aber auch ein Teufel. — Und den muß ich lieben? O Gott! — — Eingestanden hat sie's nie, daß er bei ihr war. So hat sie ihn geliebt!

* * *

Der Christbaum brannte, endlich; die Herrschaft und die Dienerschaft war um ihn und die Bescherung versammelt, Albertine ging in den großen Saal, wo der Flügel stand, und das „Stille Nacht, heilige Nacht" klang durch die offene Tür herein. Ina sang es leise mit; ihre Seele war aber nicht beim Lied, sie war ihr wie gespalten, von Schwermut bedrückt, von Sehnsucht gespannt; so hatte sie noch nie gefühlt. O Gott, ging ihr durch die Brust, diesen Mann zu lieben? Und im nächsten Augenblick: Kommt er? Geht die Tür? — Ach, ihn wiedersehn; aus seinem Anblick sich Klarheit saugen: ist es wirklich eine schwere Sünde, ihn so lieb zu haben, oder ist es nicht? — Der Vater saß im Lehnstuhl, in den Lichterglanz des Baums versunken; er stand auf, er wanderte langsam hin und her, bis zur Vorplatztür. Inas Augen gingen mit; ob er ihn kommen hört? ob er ihn erwartet? Wie zog es sie, ihm nachzugehn, seine Hand zu nehmen, zu fragen: Vater, lieber Vater, hast du ihn gebeten? willst uns überraschen? Sag's, ich sterb' dir vor Ungeduld!

Sie hatte nicht den Mut. Sie hatte so einen Vater nicht. Ach, und wenn sie auch so einen Vater hatte — ihr fielen Mignons Worte ein:

Heiß mich nicht reden, heiß mich schweigen,
Denn mein Geheimnis ist mir Pflicht . . .

Zwei Schritte von ihr stand Gustav, eines der großen, dicken Bücher in der Hand, die Weißdorn ihm beschert hatte; seine grauen Augen leuchteten, er hatte das Buch aufgeschlagen und sich festgelesen. Sein ganzes Gesicht war Wissenschaft; er wußte offenbar von der Welt nichts mehr. Ina sah ihm zu; sie staunte, es bangte ihr fast: Sind wir so verschieden? Die jungen Männer lernen, lernen. Etwas werden. Und wir? Träumen. Lieben. Immer Liebe, Liebe! Wie hab' ich jahrelang um den Vater geworben wie um einen Liebsten; nach seiner Liebe gerungen, meine dargeboten — bis ich endlich einsah, er braucht sie nicht, er braucht mich nicht. Und nun steh' ich hier und hab' nichts im Kopf als Horchen und Sehnen: ob der andre kommt?

Tante Albertine spielte nicht mehr, sie war in die offene Tür getreten; Ina schaute hin und sah die lieben, klugen Augen auf sich geheftet, mit einem forschend beobachtenden Blick, dem „Mutterblick", wie sie ihn wohl nannte. In den letzten Wochen war das oft geschehn; mehr als sonst, dachte Ina. Bemerkt sie etwas an mir? Was kann sie bemerken? Ich lebe ja vor der Welt wie sonst. Ich bilde mich entsetzlich, höre das Kolleg. Jetzt guck' ich mir den Baum an, mit Andacht. Ich bin so gesittet . . . Und Vater geht noch immer hin und her. Und er kommt nicht, kommt nicht!

Eine See von Tränen stand ihr auf der Brust.

Zwei Gesichter schauten sie jetzt an, der Vater und die Tante; sie waren zusammen vor sie hingetreten und lächelten ihr beide zu. „Na, ist das Kind zufrieden?“ fragte Weißdorn, mit seiner freundlichsten Heiligabendstimme. „Alles, was du dir gewünscht hast, hast du auch gekriegt. Die gute Tante Tine hat alles besorgt; für sich und für mich. Haben wir dir's recht gemacht?“

Vor Schreck war Ina blaß geworden, vor Scham ward sie rot. Von ihrer Bescherung hatte sie fast noch nichts gesehn! Ein paar gedankenlose Blicke, ein mechanischer, gefühlloser Griff ... Lügen! sagte sie sich und schämte sich von neuem. „O Gott,“ erwiderte sie, während sie sich inwendig in Qualen wand, „sonst wär' ich wohl ein recht schlechtes Geschöpf. So lieb und so reich hast du mir noch nie beschert; und die Tante auch nicht. Ich dank' euch so von Herzen und ich bin so glücklich!“

Albertine hatte über Inas Tisch einen raschen Frauenblick geworfen; sie lächelte, etwas sonderbar. „So glücklich, und hat fast noch nichts in der Hand gehabt.“

„In der Hand noch nicht,“ stieß Ina heraus. „Aber doch gesehn! — Ich horchte so auf dein Klavierspiel. Und ich hatte meine Andacht vor dem schönen, brennenden Baum.“

Es ist doch zum Unklugwerden, zum Sterben, dachte sie, daß man so viel lügen muß!

Gustav war hinzugetreten und sagte seinen Dank; Weißdorn schlug ihm auf die Schulter: „Du bist

unsre Hoffnung! — — Ich hätte gern noch einen hoffnungsvollen jungen Mann heute hier gehabt, einen einsamen Spatz: den Leutnant Dolberg. Ich glaube, es hätt' ihn gefreut. Aber Tante Tine meinte: am Heiligabend —"

„Dem eigentlichsten, schönsten Familienabend," warf Albertine dazwischen.

„Dafür sei uns Dolberg doch noch zu fremd. Na, ich hab' ihr recht gegeben. Hätt' ihm aber gern die Freude gemacht!"

Der armen Ina war ein Messer durch die Brust gegangen; halbtot stand sie da. Richtig gehofft und doch verloren! Ihr Weihnachten war hin! — Sie warf einen halberloschenen Blick auf ihren Bescherungstisch; was lag ihr an alledem? Sie warf einen zweiten auf Tante Tine: also du bist schuld? Der Vater ist besser als du? — Und ich hatte dich schon lieber als ihn. Du warst mir die Beste, die Liebste, eh' — — Heute hass' ich dich!

Sie trat an ihren Tisch, um sie nicht zu sehn. Sie nahm die Geschenke in die Hand, die noch unberührten. Aber sie sah auch die Geschenke nicht; es war, als wären ihre Augen tot. Nein, fuhr ihr durch den ganzen Menschen, ich will mich heut an nichts mehr freuen. Ich will wie ein Stein sein. Ich will unglücklich sein. Mein Weihnachten ist hin!

* * *

Endlich sollte sie ihn doch wiedersehn, ihren Ottokar; die Freundin Gabriele hatte es ihr verkündigt, auf

ihrem ersten Ball werde auch dieser beste Tänzer der Münchener Garnison erscheinen. Ja, Gabriele Hohenegger gab ihren ersten Ball; schon lange eh' die Gäste kamen, stand sie mit der ebenso überpünktlichen Ina in ihrem Tanzsaal — er war nicht groß — und blickte mit liebkosenden Augen herum. So hold ebenmäßig wie Inas Gestalt war die ihre nicht; sie, die schon voll Siebzehnjährige, war hoch aufgeschossen, mager, noch hüftenlos (die Freundinnen nannten sie die Hopfenstange), und die obere Hälfte zu lang. Aber so wenig sie mit ihrem Wuchs zufrieden war, sonst hatte sie sich und das Leben gern, sie war gutmütig genug, um neidlos zu gönnen, und witzig genug, um je nach Bedürfnis boshaft zu sein. „Du bist ja heute grausam hübsch," sagte sie zu Ina, die gleich ihr in Weiß war und sich mit weißen Rosen geschmückt hatte. „Für wen hast du dich wohl so schön gemacht?"

Aus so ganz, ganz kleinen Zeichen hatte sie erraten, daß der beste Tänzer der Münchener Garnison der kleinen Ina nicht gleichgültig war; für so was hatte sie Witterung. Sie verspürte keine Eifersucht, ihr eigenes Herz war anderswo; es kitzelte sie aber doch, zu zeigen, daß sie gute Augen und gute Zusammenreimer im Kopf hatte.

„Für deinen G r o ß v a t e r; er kommt heut doch?" antwortete Ina.

„Ach du. — Ich muß dir aber sagen, mein Herz: auf den wirst du wohl leider lange warten, an den du jetzt denkst; der kommt gewöhnlich zuallerletzt. Er ladet sich zu viel auf, sagen seine guten Feinde; das rächt

sich. Wer weiß, wo er in diesem Augenblick Dienst hat; ich meine nicht als Soldat!"

„Von wem sprichst du denn?" fragte Ina, als verstünde sie nicht.

„O du süße Unschuld. Er hat eine griechische Nase und einen herzenknickenden Bariton; weiter sag' ich nichts. Höchstens noch, daß man ihm nachsagt, er tut, was er kann, um Frauen und Mädchen glücklich zu machen; wenn sie nachher unglücklich werden, dafür kann er nicht."

„Das soll natürlich Leutnant Dolberg sein," sagte Ina kalt lächelnd.

„Ja, das soll er sein. Für den interessierst du dich nicht?"

„Warum nicht; o ja. Aber nicht so, wie du meinst. Gabrielchen, du denkst zu viel. Das ist ungesund."

„Meinst du? — Weil ich aber doch deine Freundin bin, möchte ich dich warnen; man kann ja nie wissen, wozu das gut ist. Ich glaube, in diesem Augenblick ist besagter Leutnant bei einer großen, vornehmen Dame, die sich einen Narren an ihm — wie sagt man. Und die ihn vor einer Stunde ganz gewiß nicht losläßt!"

„Was du alles weißt, du Küchlein."

Die lange Gestalt der Gabriele reckte sich: „Ich hab' meine Spione, du. Was die mir alles zutragen ... Es ist eigentlich doch was Entsetzliches, so ein Herzenbrecher!"

„Ich glaube, da ist immer nur ein Zehntel wahr."

„Auch ein Zehntel wäre schon genug! — Gestern

hört' ich, wie sich meine Mutter und zwei Damen nebenan erzählten, die Tür war nur angelehnt: als dieser Dolberg in Landshut stand, war da ein junges, reizendes Mädchen, aus sehr gutem Haus, etwas melancholisch und schwärmerisch; und sie verliebt sich so in ihn, daß sie Sinn und Verstand verliert. Läßt sich von ihm entführen, ich weiß nicht wohin. Nach einer Woche sagt er ihr: mein Urlaub ist zu Ende, bis zum letzten Tropfen; ich kann nicht länger mit dir leben, kann nicht mit dir sterben, gib mich frei, leb wohl! — Darauf hat sie ihn freigegeben, er ist allein nach Landshut zurück. Sie hat ihren Eltern noch einen Brief geschrieben, ‚mein Glück und mein Ende' hat oben drüber gestanden; am Schluß: ‚Vergebt mir! Lebt wohl!'"

„Und dann?" fragte Ina nach einer Weile, da Gabriele nicht weitersprach.

„Na, dann hat man sie im Wasser gefunden. Und so war es aus."

Wie eine lange, kalte, zitternde Welle zog ein Schauder über Ina hin und zu den Zehen hinab. Als ertränke sie eben in demselben Wasser, in dem dieses Mädchen sein siebentägiges Glück begraben hatte ... Sie mochte nichts mehr sagen; sie war totenstill.

Eine Stimme rief: „Gabriele!" Frau Hohenegger stand in der Tür. „Entschuldige, einen Augenblick!" sagte das junge Mädchen und huschte zur Mutter, die mit ihr nebenan verschwand. Warum reden sie mir alle von ihm? dachte Ina, die ein zweites Grauen

zusammenzog. Als wollten sie mich warnen? Von warnen sprach sie ja auch vorhin. Schau' ich denn so aus, als wär' ich wie diese Landshuterin? — Und ist denn das alles wahr, was sie sich erzählen? Ein so schöner, so sonniger, so himmlischer Mensch, dem die Herzen zufliegen — o, wie viel Eifersucht sich an den wohl hängt, und wie viel Neid — und wie viel erbarmungslose Sittenrichterei. — Ach, wie steht man so da, mit seinen sechzehn Jahren, kennt die Welt noch nicht, weiß nicht aus noch ein. Und wenn ich mir denke: ich muß ihn hassen, ja, ich will ihn hassen —

Sie fuhr zusammen: der, den sie hassen wollte, trat eben ihr grade gegenüber in die andre Saaltür; aus dem Zimmer des Hausherrn, das wußte sie. Er kam wie ein junger Sonnengott, seine Augen strahlten, seine Lippen glühten; unter dem schwarzen, sich lockenden Haar leuchtete die Stirn. Es war, als lachte das Leben aus dem ganzen Menschen. Also nicht als Allerletzter kam er, nein, der Erste war er! Und wie schritt er daher; wie lächelte er ihr zu ...

Er nahm ihre Hand und küßte sie: „Liebes, teures Fräulein! So hab' ich's gehofft; nein, ich hab's geahnt. Schauen Sie, da bewährt sich's wieder, daß es Ahnungen gibt! — Ich wußte, daß Sie kämen. Ich wußte, daß Sie Fräulein Gabrielens beste Freundin sind. Und mir sagte etwas, daß Sie — — Kurz, da stehn Sie. Wir sind die Ersten! Und wir sind allein!“

Eine Bangigkeit fiel Ina aufs Herz; aber auch ein süßes Gefühl, ein Aberglaube, der aus seinen lachenden

Augen herüberflog. Sie suchte ihre Worte: „Ja, ein Zufall — ein sonderbarer —“

„Nein, nennen Sie das nicht Zufall; ein schönes Wunder — und das haben wir beide, Sie und ich, gemacht! Teures, holdes Fräulein — wie hab' ich mich gesehnt, Sie zu sehn. Haben Sie nicht auch? Haben Sie nicht gefühlt wie ich, daß wir zueinander gehören — ja, mein Gott, so ist es — was kann der Mensch gegen seine Bestimmung tun? Ich hab' es in der ersten Stunde gewußt. Nein, als ich Ihr Bild sah, hab' ich's schon gewußt! Als könnte auch von einem Blatt Papier das Fluidum herüberfließen, das geheimnisvolle — das göttliche — das zwei Menschen verbindet, zueinander zieht, zusammentreibt, zusammenschmiedet — Worte sagen es nicht. Aber als Sie dann lebendig vor mir standen — so wie jetzt — süße weiße Blume — — wie sind Sie schön. Durch die Unschuld, die Reinheit schön. Und wie in Ihnen das Leben blüht. Wie aus Ihren Augen das Herz mich anschaut — ja, das junge, süße, zum Lieben geborene Herz! Es hat seine Bestimmung gefunden. Ina, hat es nicht? Sagen Sie ein Wort, stummes Engelsbild. Eine so stolze, redliche Seele, die versteckt und verlügt sich nicht. Haben Sie nicht eine Stimme gehört, die in Ihnen sagte: ja, ich muß ihn lieben?“

Er sprach leise, raunend, aber so, daß doch jede Silbe erklang; an seiner Rede, an ihrem Wohllaut, ihrem Strom sich berauschend, berauschte er auch Ina, die wie einem Gesang lauschend vor ihm stand. O Gott! dachte sie, von seiner Stimme wie umfangen, von

ihm selbst wie umhüllt, wie ein Teil von ihm, — kann das unwahr sein? Was ist dann noch wahr auf der Welt? Wann hat je ein Mensch so zu mir gesprochen?

„Ina," raunte er, daß es sie überlief. „Sagen Sie mir nichts? Hat Ihr Herz keinen Mut?"

„O doch," sagte sie. „Ich bin — — ich bin Ihnen von Herzen gut."

„Holdes —! einziges —!"

„Aber Gabriele kommt — und die Gäste kommen. Bitte, gehn Sie zu ihr, lassen Sie mich stehn!"

Ihr war, als seien sie aus einem Himmelssaal in diesen hier heruntergefallen, den nun Menschen füllten.

Aus Dolbergs Kehle brach ein halberstickter Ton, der sie erschreckte, sie befremdete; es war so etwas Wildes, ihr Fremdes drin. In seinen Augen erglühte etwas, wie bei einem überverwöhnten Kind; „nein, so nicht!" murmelte er. „Ich muß Sie sehn, ich muß Sie sprechen. Sonst vergeh' ich ja! — Geschwind noch drei Worte; wo kann ich Sie wiedersehn? Können Sie in den Englischen Garten kommen —"

Sie schüttelte den Kopf.

„Haben Sie Furcht vor mir?"

Sie schüttelte ihn wieder. O du, dachte sie, ich tu' ja, was du willst! — „Mich läßt aber die Tante nicht fort. Läßt mich nicht allein."

„Sind Sie denn ein Kind?"

„Seit drei, vier Wochen geht sie so viel, nimmt mich immer mit; ich weiß nicht, warum. Auf jede Besorgung, jeden Spaziergang —"

„Machen Sie mich nicht toll, nicht krank! Haben Sie doch Erbarmen mit mir. Denken Sie, sinnen Sie! Liebste, Beste, Holdseligste! Ein Wiedersehn!“

„Ich will denken — sinnen. Die Tante kommt!“

Sie hatten wie im Flug geflüstert, ohne sich zu regen; nun trat Frau Albertine mit der Hausfrau heran. Dolberg legte sich ein weiches Lächeln auf die Lippen. Er ging den Damen entgegen, um sie zu begrüßen.

* * *

Erst gegen Morgen heimgekommen, unerschöpft, balltrunken, saß Ina noch lange auf ihrem einsamen Bett; endlich warf sie sich entkleidet hin. Diese Nacht lebte ihr aber noch im Blut; die Lichter umschimmerten sie, die Tanzmusik durchwogte sie, besonders die Walzermelodien, die wie von ferne heranzogen, die sich an sie hängten; sie liebte sie. Es war ein Fieber, ein mildes, sanftes, über sie gekommen; bald glühten ihre Wangen, ihr Kopf, bald wanderte ihr ein nicht unsüßes Frösteln durch den ganzen Leib. Noch nie hatte sie so viel getanzt! Mit allen jungen Männern, die auf diesem Hausball waren, hatte sie getanzt; am meisten und am schönsten mit Ottokar; Ottokar nannte sie ihn, so oft sie an ihn dachte. Aber sie war nicht mehr so verzückt, so selig wie bei ihrem Zwiegespräch, eh’ der Ball begann; es war eine Furcht in ihr ... Wenn sie in seinem Arm dahinschwebte, hatten seine Augen oft so — beklemmend gebrannt; eine jähe Angst hatte sich ihr ums Herz gelegt: was hab’ ich getan,

was hab' ich ihm gesagt? Bin ich nun sein? Was will er? Warum soll ich ihn heimlich wiedersehn? Was soll dann werden, und wie wird es enden?

Als sie mit der Tante nach Hause fuhr — Weißdorn war auf einige Tage verreist — hatte Tante Tine lange stumm und ernst gesessen; zuletzt fragte sie: „Wie war denn das heut? Frau Hohenegger hatte mir doch im November oder wann gesagt, sie und der Leutnant Dolberg seien auseinander, er komme nicht mehr in ihr Haus. Und nun war er da?" — Ja, sie hatten sich zertragen, Tante, Gabriele hat mir's heut erzählt; sie sind aber wieder gut. — „Hätt' ich das gewußt, dann hätt' ich dich wohl nicht auf den Ball gelassen." — Nicht? Warum denn nicht? — „Das ist nicht die rechte Gesellschaft für dich. — Denk' einmal drüber nach; vielleicht merkst du's dann selbst. — Nun sind wir aber vor unsrer Tür. Mach, daß du zum Schlafen kommst, junges Blut. Gute Nacht. Und träume nichts Giftiges, träume was Gutes, Kind!"

Giftiges? dachte Ina, durch die eine immer wachsende Wirrnis von Gefühlen zog. Was nennt sie wohl so? Was hat sie gemeint? — Ach, alt und jung, das versteht sich nicht. — Aber ich — was tu' denn ich? Ich versteh' mich selber nicht. Weiß nicht, was ich soll, weiß nicht, was ich will. Könnt' ich nur erst schlafen! — Ach, wenn es so streitet und kämpft in der Brust. Wir werden in die Welt gesetzt und kennen unsern Weg nicht; irren hin und her ...

Ein Eichendorffsches Gedicht klang an, das das Gleiche sagte, das sie in einer ihrer schweren Stunden

gelesen und gelernt. Das erste seiner Pilgergedichte; sie sprach es in fast beginnendem Schlaf vor sich hin:

Man setzt uns auf die Schwelle,
Wir wissen nicht, woher?
Da glüht der Morgen helle,
Hinaus verlangt uns sehr.
Der Erde Klang und Bilder,
Tiefblaue Frühlingsluft,
Verlockend, wild und wilder,
Bewegen da die Brust.
Bald wird es rings so schwüle,
Die Welt eratmet kaum,
Berg', Schloß und Wälder kühle
Stehn lautlos wie im Traum,
Und ein geheimes Grausen
Beschleichet unsern Sinn:
Wir sehnen uns nach Hause
Und wissen nicht, wohin?

Ja, eine Sehnsucht packte sie, so müde auch Aug' und Seele war; nicht die Sehnsucht nach i h m, der sie so im Sturm an sich reißen wollte — nein, nach dem Frieden, nach dem Guten, nach Gott. Sie wußte auch das z w e i t e dieser Pilgerlieder, ihre weiche Musik hatte sich ihr eingeschmeichelt; sie sprach es aber nicht mehr, sie dachte es nur:

Dein Wille, Herr, geschehe!
Verdunkelt schweigt das Land.
Im Zug der Wetter sehe
Ich schauernd deine Hand.
O mit uns —

O mit uns, dachte sie noch einmal; weiter kam sie nicht. Wort und Sinn waren weg. Ein unklar däm-

merndes Bild stand vor ihren Augen; dann versank sie in fiebernden Schlaf.

Aus dem Schlaf ward Traum. Sie stand in einem Zimmer, in dem hohe Kerzen brannten; darunter ein weißbedecktes Bett, in dem ihre tote Mutter lag. So hatte sie sie als Kind gesehn, in frühreifem Gram; mit einer schwärmerischen, einer wahrhaft klammernden Liebe hatte sie diese Frau geliebt. Die rührte sich nun aber, richtete sich auf; die eingesunkenen Augen öffneten sich wieder: „Ist das meine Ina?" sagte sie traurig. „Warum weiß mein Kind diese Verse nicht? Ich will sie dir sagen —"

Und mit einer sonderbaren, aber rührenden Stimme fuhr sie da fort, wo Ina eingeschlafen war:

O mit uns Sündern gehe
Erbarmend ins Gericht!
Ich beug' im tiefsten Wehe
Zum Staub mein Angesicht,
Dein Wille, Herr, geschehe!

Ach, sagte Ina im Traum, was ist sein Wille? Was soll ich tun? Du süße Mutter, ich weiß es nicht!

„Was du tun sollst, Kind? Was wir alle sollen. Nicht dem ersten besten in die Arme sinken. Nicht in kurzem Glück und ewiger Schande vergehn. So leben, daß ich dich noch mein Kind nennen kann. Bist du noch mein Kind?"

Immer, immer, Mutter!

„Dann gelob' mir das. Gelob' mir, daß du's bleiben willst. Hebe deine Hand!"

Ina hob ihre Hand. Sie wollte wiederholen:

Immer, immer, Mutter! Aber sie erwachte schon; mit offenen Augen sah sie in das Licht ihrer Kerze, die noch weiterbrannte.

Auf ihre Stirn war Schweiß getreten, der sich eilig kühlte; in ihrer Brust war aber ein freies, seliges Gefühl. Ihre Augen tränten. „Mutter!" seufzte sie; „Mutter! liebe, süße Mutter!" aber mit mehr Lust als Weh. Wunderbar lebendig sah sie noch der Mutter Bild, hörte ihre Stimme; so wirklich hatte sie noch nie geträumt. Sie wiederholte sich die Verse, die im Einschlafen vergessenen und im Traum erwachten; sie horchte in Fieberglut, in Herzenswonne auf den Sinn, den Wohllaut, Rhythmus und Reim. Ihr war, als stiegen aus diesen Versen andre auf, gleichsam ihre Kinder, wie kleine Genien aufflatternd; fromme, reuige, liebende, die im Wachen erfüllen wollten, was sie im Traum gelobt. „Ja," sagte sie laut, „ich halte dir's, Mutter! Ja, ich bleibe dein Kind!"

Sie stand auf, sie setzte sich an ihren Tisch, nahm ein Blatt und schrieb, da ihr in fiebernder Eile, wie noch nie, ihre Verse kamen:

Süße Mutter, o schau du,
Wie ich zu dir flieh'.
O du holdeste Frau du,
Dich verlass' ich nie!

Dich, Herzmutter, vor allen
Lieb' und bet' ich an.
Nie, nie werd' ich verfallen
Diesem bestrickenden Mann!

War schon, war schon gefangen,
Doch ich riß mich los.
Hab' mich noch nicht vergangen,
Lieg' in deinem Schoß!

* * *

Nur wenige Wochen später, Ende Januar, kam der Tag, der Inas Sieg unwiderruflich bekräftigen und vollenden sollte. Albertine saß in ihrem Zimmer, am Nähtisch, emsig, denn sie hatte auf jede Weise zu schaffen und machte sich zu schaffen; langsam öffnete sich die Tür und Weißdorn trat ein, tiefsten Ernst im Gesicht, gegen seine Natur fast feierlich, einen Brief in der Hand. „Das mußt du lesen," sagte er beinahe stimmlos, wenigstens bei den ersten Worten, „was mir aus Wien Ludwig Eckard schreibt. Ein furchtbares Schicksal. Aber wie man's treibt, so geht's! — Ottokar Dolberg lebt nicht mehr. Ein gekränkter Gatte, ein ehemaliger Offizier, hat zum Degen gegriffen und ihn umgebracht."

Albertine war aufgestanden, fast emporgeschnellt, in einer Bewegung, die man begreift. „Umgebracht!" entfuhr ihr nur.

„Er ertappte ihn bei seiner Frau. — Es soll eine alte Liebe gewesen sein; schon vor ihrer Ehe hätten die junge Frau und Dolberg sich nah gestanden; wie nah, weiß man nicht. Plötzlich ist er angekommen, der Mann hat nichts gewußt; in einer kleinen Stadt bei Wien. Der Mann kommt dazu —"

„Umgebracht!"

„Und wie! — Es klingt schauerlich. Dolberg hinter

einen Ofen geflohn, der von der Wand so weit absteht, daß ein Mensch noch Platz hat. Der Mann findet ihn, er spießt ihn auf den Degen; so im Stehen, eingekeilt —"

Albertine stieß einen Laut des Entsetzens aus. Sie sank dann auf ihren Stuhl zurück.

„Na ja — es greift an," sagte Weißdorn nach einer Stille; er war selbst ergriffen. „So ein Ende! So jung! — Ich habe den Menschen liebgehabt. — Er lebte ja aber, wie wenn sich einer im Lorenzstrom in einen Kahn setzt und sich treiben läßt, bis er den Niagarafall hinunterstürzt. — Lies den Brief. Da ist er."

„Ich weiß ja nun alles," murmelte Albertine; sie nahm ihn aber doch. Es ist gleichsam ein Trieb im Menschen, schwarz auf weiß zu sehn, was man schon gehört hat. Sie las langsam, mit großen, furchtbar ernsten Augen; der Bruder stand so lange vor ihr, ohne sich zu rühren.

Endlich nickte sie vor sich hin, gab den Brief zurück. „Was soll man da sagen. Er hat's gewollt!"

„Ja, der Unglückliche! Er hat's gewollt. — — Wie wird Ina — — Ist sie zu Haus?"

Albertine fuhr wieder vom Stuhl in die Höhe. Sie schwieg und sann ein paar Augenblicke; dann antwortete sie: „Ja, sie ist zu Haus. Aber sag's ihr nicht; du nicht."

„Ich nicht? Warum?"

„Das will ich dir jetzt wohl sagen — da er nicht mehr lebt. Es ist deiner Ina ergangen wie so

vielen andern, die — nun, die noch im Motten-alter sind. Sie hat sich in ihn gründlich, sterblich verliebt —"

„Albertine! Nein!"

„Doch, mein guter Karl. Sie hat —"

„Nein! Das ist unmöglich!"

„Aber was erregt dich so? Ist deine Ina denn aus anderm Stoff als die andern Mädchen? — Lieber, guter Karl, du hast nur die Augen zugemacht, wie du manchmal tust, wenn sich dir ein angenehmes Vorurteil eingeschmeichelt hat. Der Leutnant Dolberg gefiel dir so, er sollte in dein Haus! Und darum stand dir ohne weiteres fest: in diesem einen Haus ist er ungefährlich! — Aber der Mann, der dir diesen Brief geschrieben hat —"

„Ludwig Eckard?" fuhr Weißdorn auf. „Was weiß d e r?"

„Er hatte nur die Augen offen, und da sah er was. Er noch früher als ich. Und von ihm gewarnt sagte ich mir: Holla! Einsperren kann ich das Mädel nicht, aber wie die Kostbarkeiten in den Märchen Tag und Nacht bewachen. Sie wo möglich nie aus den Augen lassen — ohne daß sie's merkt. Das ist doch noch ein Segen in der sogenannten guten Gesellschaft, die so viele dunkle Schattenseiten hat: so ein junges Ding kann man doch vor dem gröbsten Unfug behüten! wenn nicht schon alles verdorben und verloren ist! Und so hab' ich mich ihr ganz gewidmet, mein Alter — du hast nichts gemerkt —"

„Nein," sagte Weißdorn, die grauen Augen mit

noch fassungslosem Staunen, beinahe mit Grauen fest auf sie gerichtet. „So blind. So ein blinder Mann. — So 'ne kluge Frau!"

„Wie der Mann sich wundert. — Und nur das Kind nichts fühlen lassen, kein Wörtel sagen, keinen Trotz und Widerspruch wecken! das stand bei mir fest. Nur der Kamerad, der Gustav, dachte ich, könnt' ihr was erzählen; und mit aller diplomatischen Vorsicht brachte ich ihm bei: so einem dummen Mädel kann es gar nicht schaden, wenn es beizeiten davon hört, was so ein Don Juan für Geschichten macht! Und am Heiligabend, beim Baum-Aufputzen, hat er ihr denn auch etwas Tolles erzählt —"

„Aber Tine! Tine!" fiel Weißdorn ihr ins Wort. „Der Bengel, der Gustav wird angestiftet — mir sagst du kein Wort!"

Albertine lächelte schonend, doch auch offenherzig: „Verzeih, lieber Karl. Dich wollte ich in dieser ganzen Geschichte nicht haben; das war nichts für dich."

„Deine alte ehrenvolle Meinung von mir; und überhaupt von den Männern! — Na, und die Motte? die Ina? Woher weiß diese siebengescheite Frau überhaupt, daß das Kind in Gefahr war, daß man da warnen und schützen und behüten mußte?"

Albertine trat an ihren Schreibsekretär, schloß ihn auf und nahm aus einer Schublade ein Blatt, auf dem Verse standen. „Das habe ich vor Wochen abgeschrieben, von einem kleinen Gedicht, das ich nach dem Ball bei Hoheneggers in deiner Ina Schreibtisch fand; das

noch immer nicht ordentliche Mädel hatte es liegen lassen. Lies, dann weißt du genug!"

Er zog seine Brille hervor, setzte sie sich auf und las. Er starrte Albertine an; starrte wieder auf das Blatt. Er schüttelte es. „Tine. Wie wenn ich in einen Abgrund sähe. Das ist meine Tochter!"

Die Tür zum Wohnzimmer ging auf, Weißdorn fuhr mit dem Papier in seine Tasche; noch zur rechten Zeit. Ina trat herein. Sie schaute den Vater, dann die Tante an; der eine war erregt, halbverwirrt, die andre so ernst, daß es ihr in die Augen sprang. „Was habt ihr?" fragte sie. „Ist etwas Schlimmes geschehn?"

Albertine faßte einen raschen Entschluß; lieber durch uns als durch die Zeitung! fuhr ihr durch den Kopf. „Ja, es ist etwas geschehn," sagte sie mit sanfter, mitleidiger Stimme; „etwas Trauriges. — Von Onkel Eckard ist ein Brief gekommen —"

Weißdorn fragte sie überrascht mit den Augen: willst du ihr den zeigen?

Sie nickte ihm ihre Antwort zu. „Es spricht sich so schlecht, es liest sich besser," sagte sie mit Worten; „und Freund Eckard hat das mit all seinem ästhetischen Abkürzen und Formgefühl erzählt. Gib ihr nur den Brief, Karl. Wird dir leid tun, Ina; ein so schöner und — begabter Mensch. Nur sehr zu seinem Unheil begabt!"

Ina fing an zu zittern; ihr war auf einmal, als wüßte sie alles. Er ist hin! dachte sie. Ihr Herz stand still.

Sie fühlte aber auch schon eine Stärke, einen Mut, daß sie staunen mußte; etwas Feierliches — ein Nachgefühl aus jener Nacht — als wäre sie in Gottes Hand. Und als wäre die Mutter hier. „Darf ich lesen, Vater?" fragte sie, als das Herz wieder schlug und sie Atem hatte.

Er gab ihr den Brief.

Sie blickte hinein, die Buchstaben taumelten; sie wartete. Jetzt schauen sie mit hundert Augen auf mich! dachte sie. Mutterle, gib mir Kraft! — Die Schrift ward ruhig, sie las. Ja, sie hatte recht geraten ... Eine Weile schlug man ihr wie mit einem Hammer, fort und fort, immer wieder, grausam auf die Brust. Ihre Liebe! So zu sterben! Grauenvoll! In Sünde und Schmach!

Es hielt sie aber etwas aufrecht, wie vom Himmel her; oder aus dem Grab herauf. Sie faltete die Hände, ohne es zu wissen. Sie las die letzten Worte, die Unterschrift; Gottes Wille! durchschauerte sie. Allmählich hob sie den Kopf, blickte auf; sie sah der Tante Augen gefeuchtet, ahnte nicht, wodurch; sie sah das weich gewordene, ernste, gute, väterliche Gesicht.

„O wie traurig!" hauchte sie hin. „So jung!"

Weißdorn nickte, Aug' in Auge. Er hatte sie betrachtet und geprüft, so lange sie las. Auf ihren Ton gestimmt erwiderte er: „Und wie schrecklich: so!"

„Ja," hauchte sie. Es überschauerte sie nun doch; aber nur einen Augenblick. Sie legte den Brief auf seine Hand und ging stumm hinaus.

Seine Blicke folgten ihrem mädchenhaften, aber festen Schritt. Er lächelte gerührt. Ein fremdes, neues

Gefühl zog ihm durch die Brust: zum erstenmal so ganz zufrieden, ja stolz auf sein Kind! — Er sah ihr noch nach, als sie längst hinaus war; „Tine!“ sagte er dann, sich zur Schwester wendend. „Das war unerwartet. Wer hätte ihr das zugetraut. So ein tapfres, starkes — — beinah wie ein Mann!“

„Ach, ihr kennt uns ja gar nicht,“ sagte Albertine.

Zweites Buch

Das neue Jahr war dahingegangen und mehr als acht Monde des nächsten; klare, trockene, sonnige Herbstluft lag auf der sich langsam verfärbenden, doch noch grünen Welt und wallte wie ein blaues Meer über die Gebirge hin. Es war ein vollkommen schöner Tag; Ludwig Eckard war gestern von seiner Spätsommerfrische Salzburg mit seinem Neffen Alfred auf den Untersberg gestiegen und wanderte nun von der Zehnkaseralp, wo sie übernachtet und noch lange geälplert hatten, nach Berchtesgaden hinab. Er wollte den Bewohnern der Villa Weißdorn endlich einmal seinen Alfred zeigen, seinen Pflegesohn, den der alte Junggesell seine „Familie" nannte; er wollte auch dem Alfred die Villa zeigen, in der er so viel Sommerpoesie genossen und gelebt hatte. Seit acht Tagen war dieser Besuch über den Untersberg hinüber beschlossen, das berühmte Regenwetter von Salzburg hatte ihn vereitelt. Endlich war Eckards Göttin, die Sonne, als Siegerin gekommen, und sogleich hatte er zum Aufbruch geblasen, den Bergstock ergriffen, den schon gefüllten Rucksack umgehängt; wenn es über die Berge ging, war er wieder jung. Er genoß auch alles: die belebenden, durchsonnten Lüfte, das Wandern

auf der Höhe, das Kuhglockenläuten, das zerklüftete Gefels und die smaragdenen, würzig duftenden Almen, den Fernblick über Berg und Tal, Städte, Kapellen, Dörflein, Einsamkeiten; und sein eigenes Singen und Pfeifen, in das Alfred einfiel. Und diesen geliebten Jungen — eben zweiundzwanzig alt —, der wie ein verjüngter und verschönerter Ludwig Eckard neben ihm dahinschritt, strahlende Lebenslust und sinnige Träumerei in den blauen Augen; und ein menschenfreundliches Herz, dachte Eckard, die Sonne hat kein besseres!

„Du gleichst eigentlich doch noch mehr deinem Vater als mir," sagte er und blieb einmal stehn, sich die Stirn zu trocknen; „von ihm hast du jedenfalls diesen Denkerblick, der einem einbildet, du dächtest was. Auch seine längeren Beine hast du; obwohl ich auf meinen ebenso geschwind nach Berchtesgaden komme als du. Nur was die Verliebungen betrifft, das hast du weder von ihm noch von mir. So chronisch und immer akut haben wir uns nicht verliebt!"

„Irgendwas Eigenes muß der Mensch doch haben," erwiderte Alfred mit humoristisch schlichter Bescheidenheit.

„Aber in diesem Punkt bist du ein riesiges Original; das muß man dir lassen! Dein Freund Theodor hatte doch recht, als er dir einmal vorschlug: lege der menschlichen Vergeßlichkeit wegen eine Liste an, die nötigen Rubriken drin: Name, Alter, Haarfarbe, wann und wo zuerst gesehn, Windstärke des Gefühls, Höhepunkt des Erfolgs, Ende der Verliebung! — Ich war ungefähr so alt wie du, als ich aus Preußen nach

Österreich ging; um dieselbe Zeit ging Freund Weißdorn nach München. Na, wir kamen ja beide bald zu Beliebtheit, Ansehn und Brot; aber einen Namen als Schnelldampfer im Verlieben haben wir uns nie gemacht!"

Alfreds Blauaugen bekamen wieder ihren Denkerblick: „Weißt du, Onkel Ludwig, die Natur hat mich vielleicht nur zum Anreger bestimmt; sie braucht wohl solche Leute. Wie viele von den Mädels, die ich angeliebt, haben sich dann bald mit einem andern verlobt."

Eckard lächelte: „Na ja — mag wohl sein. Der nützliche Verplemperer. Eine neue Anstellung im Haushalt der Natur. — Da machst du dich nun vielleicht auch um Ina Weißdorn verdient!"

„Ist sie reizend, Onkel?"

„Du hast ja bei mir eine Photographie gesehn; — na, die sagt nicht viel. Reizend — ja, das ist sie; ihre Reize kommen aber nicht alle auf die Photographie. Eine interessante Mischung, weißt du. Wenn du dich auch in die ein paar Wochen verplemperst, kann dir gar nicht schaden. Das ist schon manchem Jüngling geschehn!"

„Die hatten also alle keine Anstellung von der Natur."

„Nein, offenbar nicht. — Und doch möchte die kleine, achtzehnjährige Ina vielleicht gern aus dem Vaterhaus; denn so einig wie du und ich sind die beiden nicht."

„Vater und Tochter, meinst du?"

Eckard nickte; dann kam ein großer Ernst über sein heitres, genießendes Gesicht, und nach Art so vieler älterer Männer blieb er stehn. „Ich spreche ja nicht gern davon, hab' es zu dir wohl noch nie getan; aber da du die beiden nun so miteinander sehen wirst —! — Vater Weißdorn hat keinen Buben an ihr, nur ein Mädel; das ist die Geschichte. Sie ist ihm zu niedlich, zu wenig. Einmal hat sie ihm zwar tüchtig imponiert, — das ist nun gut anderthalb Jahre her; aber das hält nicht vor, natürlich; denn eine Nachfolgerin der Eva bleibt sie ja doch. Und das fühlt das Kind; und das wurmt das Kind. Sie ist ja keine junge Katze, er wirft sie nicht ins Wasser; sie ist auch keine Goneril, sie macht ihm nicht das Leben schwer; aber eine schöne, erbauliche Geschichte für die Jugend: ‚der Vater und die Tochter' wird das niemals werden!"

„Dann werd' ich mich in den Vater wohl jedenfalls nicht verlieben," sagte Alfred und ging weiter.

Eckard folgte ihm und lächelte: „Ja, so ist die Jugend. Immer gleich zum Rauchfang hinaus! — Und nun gar so ein Schwärmer wie du für das andre Geschlecht."

„Ich schwärme nicht für das andre Geschlecht, aber für Verständnis und Gerechtigkeit!"

„Immer doch geschwärmt! sagt Lessing; mir ist wenigstens so, als hätte er's gesagt. Weißt du — zur Ausbrütung von Idealen ist ja dieses große Ei, die Welt, nicht gemacht! Sie brütet so gern einseitige Kraftnaturen, absonderliche Käuze aus; davon hat auch Freund Weißdorn etwas. Aber du wirst sehn,

daß in seiner Villa da unten auch ein Pracht-mensch wohnt! — Ach, da sieht man einmal ein Stück von dem lieben Tal. Dann versinken wir wieder, sehen nichts davon; hier ist's aber ein großes Bild; was, du alter Idealist? Dies Amphitheater von Hochgebirgsfürsten, denen die Sonne so prächtig auf den Schädel scheint; und da unten das eingeschachtelte, versteckte Paradies. Da werden wir dann zu Abend essen, in der weißen Villa, die man nicht sieht. Und wir werden Deidesheimer oder Gumpoldskirchner trinken. Und Ina wird jodeln. Das Leben hat doch seine Reize, Alfred! Und hiermit —" er hob seine Hand, wie um sich bei der himmlischen Behörde zu melden — „hiermit wird auf weitere dreißig Jahre abonniert!"

Alfred schüttelte den Kopf: „Nein, Onkel, so denk' ich nicht. Alt werden? Daran liegt mir nichts. Das erleben, was die Erde hat — und was Schönes, was Gutes leisten — und dann noch frisch und grün aus der Welt!"

„Nichts da!" rief Eckard, der eben mit dem Berg-stock über eine Spalte im Erdreich sprang. „Lieber abwarten, bis man die interessante Herbstfarbe kriegt! — Nun müssen wir aber entschieden lange Beine machen, sonst kommen wir erst mit der Nacht ins Tal!"

Sie schritten kräftig und lustig aus; Eckard ver-suchte wie Ina Weißdorn zu jodeln, auch dazu ihr Gesicht zu machen; so recht gelang aber beides nicht. Die Sonne ging schon stark nach Westen, als sie über Vordergern ins eigentliche Unterland kamen; hier

teilten sich die Wege, einer zog gradaus weiter, einer mehr nach links. „Da wird mein Kopf ein Fragezeichen," sagte Eckard und blieb stehn. „Ich war ja in all den Jahren schon öfter hier, ich weiß, beide Wege kommen nach Berchtesgaden; aber welcher ist der kürzere? Das hab' ich vergessen."

„Da hinten geht ein Weib," bemerkte Alfred.

„Ist mir viel zu weit weg. Ich folge meinem Stern! Nämlich meiner Ahnung. Mir ahnt, daß ich hier schon einmal falsch ging, und zwar indem ich scheinbar das Rechte tat. Das Rechte ist ja aber, gradaus weiter zu gehn. Also gehn wir links. Ist das Logik? Was? Vorwärts marsch!"

Eckard schlug den Weg zur Linken ein, und der Neffe folgte. „Halt!" rief auf einmal eine mächtige Stimme von dem andern Weg her. „Zur Villa Weißdorn geht's hier!" — Die beiden blieben stehn und sahen nun hinter einem Baum eine Hünengestalt hervortreten, in der Eckard sogleich Karl Weißdorn erkannte, trotz des stark verlängerten und beschneiten Patriarchenbarts.

Sie kamen zurück, ihm entgegen; die alten Freunde fielen sich in die Arme, Weißdorn lachte dann laut. „Hast dich wieder einmal verirrt, Alter! Warst gewiß wieder furchtbar klug. Der Dumme geht einfach seiner Nase nach und kommt richtig ans Ziel!"

Eckard strich durch Weißdorns Bart: „Und du siehst bald wie der wilde Jäger aus. — Ich will lieber mit Geist irren als mit den Dummen richtig gehn!"

Weißdorn lachte wieder. Er begrüßte den Jüngling

und schüttelte ihm die Hand: „Willkommen in meinem Revier! — Lange, lange nicht gesehn; in Bayern noch nie. Hätte Sie kaum erkannt! — Ich bin euch nämlich entgegengegangen, weil ich nur wenig von euch haben kann, nur diesen Abend: morgen muß ich wegen dummer Geschäfte nach München zurück. Dafür hat wenigstens mein Rheumatismus die Motten gekriegt; sie durchlöchern ihn, mir scheint, er verkrümelt sich. Ich führ' dich nun also als ein dummer Sechziger den rechten Weg; damit wir beizeiten zum Deidesheimer kommen!"

* * *

Ina stand mit Herrn Konrad Wolf und Tante Albertine vor der Villa Weißdorn im Garten; sie pflückte von einem hochstämmigen Edelrosenbäumchen die verwelkten, zerfallenden Blüten ab und seufzte dabei komisch wehleidig wie ein Kind. „Nun muß der Vater an diesem allerschönsten Abend den Eckards entgegenlaufen, und fürs Tennisspielen fehlt uns der dritte Mann! Denn da sein Rheumatismus so vernünftig wird, hätte Vater heut wohl mitgespielt. — Tante Tine!"

„Was?"

„Kann dich nichts erweichen? Springst du nicht aus Genialität einmal ein?"

„Du schnappst noch aus Tenniswut über, Mädel," sagte Albertine, um den strengen Mund ein ganz kleines Lächeln. „Seit zehn Jahren hab' ich doch kein Rackett mehr in der Hand gehabt. — Ich weiß nicht, was du

willst: ihr seid doch auch zu zweien genug, der Herr Wolf und du."

Ina warf einen Blick auf den blassen Jüngling, der nicht grausam sein sollte, aber dem armen Stummverliebten doch das Blut in die Wangen trieb. „Nein," seufzte sie. „Zwei, das ist zu langweilig. Da fehlt alle dramatische Poesie. — Da möcht' es jetzt meinetwegen Schusterbuben regnen und ich säß' im Zimmer und studierte Theologie!"

Albertine zuckte die Achseln, heimlich leise lachend — in so einer komischen Verzweiflung war das „Kind" gar zu allerliebst — und ging die Stufen hinauf ins Haus.

„Eins begreif' ich nicht, Fräulein Ina," sagte Herr Wolf mit einem Lächeln, in das sich mit aller Vorsicht etwas Bittres mischte. Er wohnte in einer der nächsten Villen, mit Eltern und Geschwistern; er kam oft herüber, ohne daß er genötigt ward, zu seinem Unglück hatte er sein Herz an Ina gehängt; sie nannte ihn vor der Tante nur Brakenburg.

„Was begreifen Sie nicht, Herr Wolf?" — Ina war in diesem Augenblick zu mißvergnügt, um wie gewöhnlich „Wölfchen" zu sagen.

„Daß Sie bei Ihrer Leidenschaft für das Tennisspiel — und für allen Sport und so — doch so furchtbar ernste Ziele haben, wie Sie gestern sagten: Sprachenstudien, Seminar, Lehrerinnen-Examen und was nicht alles. Das ist denn doch — erlauben Sie — das ist denn doch der vollkommenste Widerspruch!"

In Ina erwachte wieder die Heiterkeit, der Humor; ihre Rehaugen lachten.

„Das gefällt mir so an Ihnen, Herr von Wölfchen, daß Sie auch sagen: ‚Das ist denn doch‘. Ich hab' das so oft im Winter in Berlin gehört, als ich unter den Professoren und Geheimratstöchtern geistig gefördert wurde —"

„Als Sie sich vertiefen sollten, wie Sie neulich sagten."

„Ja, ich hatte zu viel Oberfläche, ich sollte bedeutender werden. Darum schickte mein Vater mich nach Berlin, ‚wo am meisten gearbeitet wird‘ und wo die Geister aufeinander platzen. Na, da kam ich auch so recht unter die bedeutenden Menschen — so viele hatt' ich noch nie gesehn! Sie hatten so feine Krähenfüße an den Schläfen und so geistreiche Glatzen und so tiefe Mundwinkel. Und sie rieben sich die Hände und lächelten so überlegen und sagten: ‚Das ist denn doch‘ — ‚das ist denn doch‘... Sie sagten alle: ‚das ist denn doch‘ —"

Ina spielte sie, ihre Hände reibend.

„Nun muß ich Ihnen aber noch sagen, Wölfchen: das ist denn doch auch noch ein Mangel an Vertiefung, daß Sie zwischen meiner ‚Tenniswut‘ und meinen ernsten Zielen einen vollkommenen Widerspruch sehn! Haben Sie noch nie von interessant gemischten Menschen gehört? Das ist ja grade das Eigentümliche von bedeutenden Naturen — und ich bin ja nun auch eine — daß sie aus Widersprüchen zusammengesetzt und doch prachtvolle Menschen sind."

„Ich möcht' aber doch wohl wissen, ob —"

Herr Wolf schlug mit seinem Stöckchen auf die

Buchsbaumeinfassung des Blumenbeets, neben dem er stand.

„Was möchten Sie —?"

„Ob Sie nur so aus tiefem, reinem Interesse für die Wissenschaften auf Gelehrsamkeit losgehn, oder ob auch da die — — na, sagen wir: die junge Evastochter mitbeteiligt ist."

Ina schaute den Jüngling fast verwundert an; sie antwortete nicht. Wölfchen wird ja wohl klug! dachte sie. Wie wenn dieser Brakenburg ahnte, wie das alles gekommen und geworden ist! — Vor ihr stand im Nu ihr Zickzackweg seit bald siebenviertel Jahren: wie sie nach Dolbergs schrecklichem Tod, ihr Geheimnis — dafür hielt sie es — tief in sich verschließend, mit all ihren jungen Kräften gegen die Nachwehen dieser Leidenschaft gekämpft hatte; wie sie, um ganz frei zu werden, sich in „die Welt" gestürzt, dem Tanz und allerlei Sport gelebt, bis der an ihr verzagende Vater das „oberflächliche" Kind zur Kur nach Berlin schickte. Nach drei Monaten scheinbar ungebessert heim, durch die bedeutenden Männer und die Geheimratstöchter eher abgeschreckt; dann fühlte sie aber doch nach und nach das in sich erwachen, was ihr Trotz verschmäht hatte: den Ernst, das Wollen, die edlen Triebe, die aus der Jungmädchenbrust an die Sonne wollten. Lernen! Werden! Leisten!

Sie sah durch das blasse, schlanke Wölfchen hindurch, dahinter sah sie den andern stehn, mit dem dieses ganze Werden begann: den unheimlichen Adonis mit den schwarzen Locken, den glühenden Lippen, dem herz-

durchbohrenden dunklen Blick. Ja, dachte sie, durch dich bin ich Kind zum Weib geworden; und auf der Flucht vor dir bin ich so nach und nach die Ina geworden, die nun einen ernsten, nützlichen Menschen aus sich machen will. Du warst doch immer mit dabei; bist es wohl auch heute noch. Von dir loskommen, das hab' ich gekonnt; kann dich nie vergessen!

Jetzt sah sie, daß der Jüngling lächelte, durch den sie hindurchblickte. Er machte ein vorsichtig überlegenes Gesicht: „Wenn man keine Antwort kriegt — — Sie wissen, Fräulein Ina."

„Ach, Sie meinen, das i s t eine Antwort. Ich will Ihnen aber sagen — — Wer jodelt denn da? — Das klingt ja, wie wenn einer mir nachjodeln will."

Auf der Straße, die am Garten vorbeizog, kamen Männer gegangen, man sah sie durch die Gebüsche durch. „Ich seh' Ihren Vater," sagte Wolf.

„Onkel E c k a r d jodelt!" rief Ina. „Da sind sie!" Wie eine Lerche warf sie sich in die Luft — das tat sie schon als kleines Kind — und rannte durch den Garten zur Straßentür; „Onkel Eckard!" schrie sie. Sie lief den drei Männern entgegen und in Eckards Arme. Er küßte sie und lachte vor Freude; hielt sie von sich weg, um sie zu betrachten, und drückte sie wieder an die Brust.

„Schau, schau, schau," sagte er dann, den Kopf auf die Seite legend, sehr zufrieden nickend, „wie hat sich das Mädel herausgemacht. Als ich vor einem Jahr von hier abreiste, war noch so was Kindliches,

oder sagen wir: Knospenhaftes, in dem jungen Röslein; ein Rest von interessanter Magerkeit —"

„Und nun bin ich 'ne dicke Dirn!"

„O Gott, nein. Die rechte Rundung. Erreichte Harmonie. Und um die Augen herum so was Geistiges. Kurz, zum Niederknien!"

Weißdorn legte eine Hand auf Eckards Mund: „Du machst mir das Mädel noch ganz verrückt! — Laß sie lieber mit dem jungen Mann da bekannt werden; — es ist ja eigentlich ein Unsinn, daß ihr euch noch immer nicht kennt. Also Alfred Eckard; hat tüchtig studiert — nicht nur so gesportet — will nun das ganze deutsche Vaterland bereisen, wissenschaftlich, wie er auf dem Herweg erzählt hat. Ja, über unsre jungen Männer können wir nicht klagen; Gustav Köhler ist auch gut unterwegs, schon Erfinder, Schriftsteller; ein merkwürdig frühreifer Bursch. Der kennt aber auch nicht Ruh noch Rast! — Ja, die machen Freude. Nun sollten wir aber zu Tine gehn; die gehört doch auch dazu."

Ina blieb noch stehn. Sie hatte dem neuen jungen Gast die Hand gegeben, sich halb verneigt, halb ihm zugenickt, und sah nun mit einem neugierigen Vogelblick an ihm auf und ab. Ein abkühlendes Gefühl der Enttäuschung schlich an ihr hinunter; also das war Onkel Eckards Stolz, von dem er so gern in seinen Briefen sprach? Dieser blonde Mensch mit den milden Augen? Eine gute Gestalt, o ja; ein feines, gutes Gesicht; aber — — ihr stand wieder Ottokar Dolberg vor dem inneren Gesicht. Ein Dämon — halb Engel,

halb Teufel — Feuer, Leidenschaft! Die Welt an sich reißen — und wenn dann auch elend untergehn. Wie in den Fontaneschen Stuart-Versen:

Das Leben geliebt und die Krone geküßt,
Und den Frauen das Herz gegeben,
Und den letzten Kuß auf das schwarze Gerüst —
Das ist ein Stuart-Leben!

Ach, dachte sie, du blonder Mann. So jung und schon so viel studiert. Und dann wirst du wohl eines Tages Professor werden; und wohl auch Geheimrat, wie die in Berlin; und wirst wohl auch einmal die Hände reiben: „das ist denn doch" — —

Nein, so sah er doch nicht aus. In dem grünen, weichen Hütchen, dem braunen, kurzen, leichten Gewand, den Kniehosen — nicht steirisch, aber doch gebirglerisch — stand er nicht gelehrt, sondern wie ein blühendes, frohsinniges Menschenbild da. Ein recht hübscher Jüngling; vielleicht auch einmal ein rechter Mann!

Vom Hause her hörte man Albertine rufen; Weißdorn nahm Eckards Arm und führte ihn der Villa zu, die jungen Leute folgten. Auf der sogenannten Blumenterrasse war ein Tisch gedeckt, mit einem ersten Imbiß nach der Wanderung und belebendem Kaffee. Hier hatte man den freiesten Blick auf das Berchtesgadener Land; der Hohe Göll und der Watzmann schauten einander an wie zwei Monarchen, die sich vor großem Publikum begrüßen; zwischen ihnen, in der Senkung, ahnte man den geheimnisvollen Magier, den Königssee. Albertine empfing die Gäste als Hausfrau, Konrad

Wolf-Brakenburg half ihr sie bewirten; so hatte er doch ein Anrecht, mit dabei zu sein. Ina ließ ihn auch noch nicht fort, mit einem Blick hatte sie ihn festgenagelt: der Tennisplatz stand ihr noch im Sinn. Als das bißchen Durst und Hunger gestillt, die erste Freude am Nah- und Fernblick beruhigt war und Vater Weißdorn schon eine Weile gepafft, Onkel Eckard seine feinen blauen Ringel emporgeblasen hatte, trat das Mädel vor Alfred hin, der neben Albertine saß und ihr von der Wanderung über den Untersberg frisch und froh erzählte. Ein Weilchen wartete sie und hörte zu, bis er unter eine Geschichte gleichsam einen Strich gemacht hatte; dann redeten ihre großen, schöngebräunten Augen und ihre herzliche Stimme ihn an. „Bitte, Herr Eckard, sagen Sie. Mein Vater meinte vorhin, Sie hätten ‚nicht nur so gesportet‘; das soll hoffentlich nicht bedeuten, daß Sie überhaupt gar nicht Tennis spielen?“

Alfred sprang lächelnd auf und verneigte sich: „Gnädiges Fräulein, wenn Sie mich brauchen, ich stehe zu Befehl! So schlimm ist es nicht: ich bin Turner, Tänzer, Schwimmer, Schlittschuhläufer und beginnender Bergfex; ich hab' auf der Schule Fußball gespielt und bin natürlich als Student Tennisschläger geworden. Was ich etwa sonst noch werden soll — ich bin zu allem bereit!“

„Tante Tine!“ rief Ina, „man hat ihn verleumdet! — Aber Herr Eckard, wie groß stehen Sie nun da. Ich hatte Sie mir nicht h a l b so groß gedacht; — entschuldigen Sie. Und wie lieb sind Sie, sich so anzubieten —“

„Das stand Ihnen ja auf dem Gesicht," sagte er heiter, „daß Sie heut noch auf den Tennisplatz wollen."

„Er liest einem auch auf dem Gesicht! Wie herzig. O, jetzt sind wir drei; ich danke Ihnen. Und wir sind auch v i e r, wenn Ihr Onkel will; der hat ja auch seine Tennistage — beinah so wie ich." Sie hob ihre Stimme: „Onkel Eckard!"

„Der wird wohl von der Wanderung etwas müde sein," unterbrach Alfred sie.

„Oho! Fällt ihm gar nicht ein!" rief Eckard und sprang auf. „Wir kommen ja nicht vom F i n st e r-a a r h o r n herunter; ha, und dann wär's a u ch noch so. Ankunftsfeier-Tennis! Ein Mädel, zwei Jünglinge und ein junger Mann; der die Führung nimmt. Zur Ina-Hütte!" Er fing an zu tanzen und tanzte am Haus vorbei, dem Tennisplatz zu, sein Taschentuch als Fahne schwenkend; die andern lachten und tanzten ihm nach.

Die Ina-Hütte lag an einer Ecke des Platzes, am weitesten von der Villa entfernt; nur ein Bretterhäuschen, dunkelbraun gestrichen, mit zwei Fensterchen; eine grünbemalte Bank stand vor der Tür. „Die Hütte muß zuerst gezeigt werden," sagte Eckard, als sie angelangt waren, und Ina nickte; sie zog einen Schlüssel aus der Tasche und schloß auf: „Bitte, einzutreten!" Eckard schob seinen Alfred hinein. Aus der abendsonnigen Helle draußen kam man in halbnächtliche Dämmerung; man erkannte einen altdeutschen Tisch, dann ein halbes Dutzend altdeutscher Stühlchen, dann auch eine Truhe und an den Balken und Brettern

aufgeklebte Bilder, von kühnen Dilettantenhänden mit Bilderbogenhumor gezeichnet, gemalt. Wie Ina Weißdorn, um eine Wette zu gewinnen, in den Springbrunnenteich im Garten sprang; wie sie von einem Tennisball am Auge getroffen wurde und mit einem Aufschrei zusammenbrach; wie sie als Kind vom Watzmann auf einem Maultier herunterritt; wie sie vor der Ina-Hütte jodelte, von dem Haushund, von Hühnern, Tauben, Kühen und Ochsen angestaunt. Eckard trat neben jedes Bild und erklärte es; unterdessen flutete durch die offene Tür das Licht herein und durchleuchtete den ganzen Raum, verklärte die Gesichter.

Ina schloß die Truhe auf, holte ein großes Buch, das „Hüttenbuch", hervor und stellte eine bauchige, halbgefüllte Flasche und vier Likörgläschen auf den Tisch. „Einschreiben!" kommandierte Eckard, und die drei Mannsbilder schrieben ihre Namen, den Tag, auch irgendein gemütliches Wort in das starkverbrauchte Buch. Das Mädchen füllte die Gläser, kommandierte „Ad loca!" und sie setzten sich. In ihr Sesselchen zurückgelehnt schaute die junge Hüttenherrin mit heiter stolzem Gesicht herum; der Abendglanz lag wie liebkosend auf den weichen Zügen, die Augen glänzten wie von der Sonne gemalt. Alfred sah sie und konnte den Blick nicht mehr von ihr lassen; sie saß in dieser durchschimmerten Dämmerung wie ein Märchenbild da, wie kein Kind der Welt, oder wie ein verzaubertes. In dem Alpendirndlgewand, das sie stets in den Berchtesgadener Zeiten trug, mit dem Mieder, dem

Brusttuch, dem langärmeligen Hemd, der Schürze — farbenfroh und schlicht — war sie so lieblich anzuschauen, daß ihm das Herz groß und schwer, immer größer ward. So wunderlich, so geheimnisvoll hatte noch kein Mädchenantlitz auf ihn hergeblickt; so vieles ineinandergemischt, herzig drollige Kindlichkeit, natürlichster Übermut, holde, süße Unschuld — und doch auch tief verschleierter Ernst, rätselhafte Augen, Wehmut, vielleicht Bitterkeit, vielleicht schon ein Schicksal, das sich nicht vergißt. Schön? War sie schön? Er konnte es nicht sagen; ihm war jetzt, sie sei m e h r als schön. Sie setzte ihr Gläschen an den Mund und trank; dabei gingen ihre Augensterne so hoch, ihre rosigen Lippen drängten sich dem Glas so lebensvoll entgegen, umfaßten es so mit Lust und mit Kraft, mit Stärke — daß es ihm wie ein Schauer durch die Seele ging: dieses junge Wesen, so kann sie wohl auch einst das L e b e n in Glück und Unglück, in Seligkeit und Todesschmerz hinuntertrinken!

* * *

Eckard mahnte zum Aufbruch, der Abend sinke herein; in einer Minute waren sie draußen auf dem Tennisplatz, zwei gegen zwei, Eckard und Wolf gegen Alfred und Ina. „Wir müssen uns sehr zusammennehmen," sagte Ina zu ihrem Partner; „Herr Wolf spielt nicht schlecht, und Ihr Onkel hat ein sehr häßliches Talent, die Bälle so scharf zurückzuschlagen, daß man sie nicht mehr erwischen kann."

Alfred nickte: „Das kenn' ich am Onkel, das versteht er unwürdig gut —"

„Tückisch," ergänzte Ina.

„Ich werde tun, was ich kann, damit wir mit Ehren untergehn!"

Was lag ihm zwar heut am Tennisspiel; er flog wie ein Adler über der Erde. Der Abend war so durchgoldet schön, der Platz von den herrlichen Bergen so feierlich umrahmt, in seinem Blut das Leben so warm, so wonnig, und neben ihm dieses holde Geschöpf. Er war schon verliebt! aber vielleicht anders als sonst verliebt. Schöner, märchenhafter; als spielte eine leise Musik in ihm — oder als hörte er Glocken klingen —

„Den ersten Ball haben Sie gut verpaßt!" sagte Ina heiter.

„Wahrhaftig!" Alfred sah ihm nach. Er hatte geträumt. Er schlug sich vor die Stirn.

Es ging den beiden nicht gut; Ina war durchaus nicht im Traum, aber wie gewöhnlich, wenn sie sich besonders zusammennahm, schlug sie oft zu stark, oder sprang zu weit. „O Gott!" rief sie dann, „o Himmel!" oder „Das wird mein Tod!" in so drollig verzweifelnden Tönen, daß Eckard lachte und ein kleines Echo mit. Fühlte sie sich aber ganz besonders schuldig, so sank sie auf die Knie nieder, wand sich und schlug die Augen gen Himmel; noch mit Backfisch-Anmut, aber so hold, daß Alfred nicht wußte, wohin mit sich. Ach, verspielte sie's doch immer so! dachte er, wenn er sie mit seinen Blicken verschlang.

Er half ihr verspielen, und nur zu sehr: sie störte

ihn fort und fort. So unglücklich hatte er lange nicht gekämpft. Die beiden verloren sechs zu null. Die Sieger traten an das Netz und triumphierten übermütig; Alfred und Ina schauten sich tragisch an. „Ich reise sogleich wieder ab," sagte Alfred; „hier bin ich unmöglich. Diese Buße, so schauderhaft sie ist, bin ich Ihnen schuldig!"

„Friedrich der Große verlor bei Kollin," entgegnete sie, „und gewann bei Leuthen. Das hab' ich mir gemerkt, und seitdem verzweifle ich nie. Vielleicht besiegen wir sie diesmal durch die schräge Schlachtordnung; Gott helf'!"

Sie taten jeder ein stilles Gelübde, sich jetzt wie Helden zu schlagen; Ina stampfte einmal auf den Boden auf. Es half auch etwas; sie „bedeckten sich mit Ruhm", wie Ina nach einer Weile sagte, und gewannen einen großen Vorsprung, der sie selig machte. Hätte nur der alte Eckard, der „Ekel", nicht wieder so erbarmungslos nichtswürdig scharf geschlagen! Alfred traf jetzt oft und schön — aber fast immer zu ehrlich schön: der Ball kam dann gut getroffen zurück, flog noch eine Weile hin und her, bis er durch Eckards Tücke verloren ging. Das Spiel endete spät, aber mit „ehrenvollem Untergang". Ina warf wieder die Augen gen Himmel und sich auf die Knie.

„Aller guten Dinge sind d r e i!" rief sie dann.

Eckard schüttelte den Kopf. „Kind, heute geht das nicht. Wir müssen zu deinem Vater zurück; sind ihm durchgebrannt. M o r g e n die Revanche! Meine Damen und Herren, bitte, heimwärts marsch!"

Ina schmollte mit den Lippen und seufzte; aber sie gehorchte, es dämmerte auch schon so stark. Sie warf noch einen Blick auf den Mitbesiegten; der hatte tragikomisch den Kopf auf die Brust gesenkt, wagte sie eine Sekunde lang anzusehn und fiel dann in die tiefste Selbstvernichtung zurück. Sie lächelte, verzeihend. Wie gut ihm das steht, dachte sie. Das ist an diesem Juvenil so angenehm: er wird immer hübscher. Eigentlich ein merkwürdig hübscher Mensch — wenn man ihm nur Zeit läßt!

Sie wanderten zur Villa heim. Weißdorn saß mit Albertine in der nach außen offenen Vorhalle, zu der von der Blumenterrasse einige Stufen hinaufführten; er rauchte noch, und stärker als sonst; sein Gesicht ward röter. „Ah, ah!" stieß er heraus, „kommt die Bande wirklich! Na, euch treibt wohl die Nacht nach Haus; sonst hätten wir noch so bald nicht die Ehre, euch wieder zu begrüßen. Schöne Gäste das! Wissen, daß der Hausherr morgen mit dem Frühzug nach Salzburg und München muß — und eine Woche fortbleiben muß — und laufen oder tanzen ihm in der ersten halben Stunde weg!"

Eckard verbeugte sich, in reuiger Haltung: „Das Tanzen trifft mich. Ich habe allerdings —"

„Ja, du alter Sünder. Da steht so ein Mädel, beinah noch Backfisch, ruft zum Tennisspielen — gleich du mit der Hand an der Hosennaht: ‚Zu Befehl!' Also, was so ein Dirndl will, das geschieht. Das war sonst im Hause Weißdorn nicht üblich. Soll es auch nicht werden! — So, nun hab' ich mich ausgesprochen;

das Maul halten konnte ich nicht. Nun lebe wieder die Fidelität!"

Eckard stieg die Stufen hinauf, setzte sich neben den Isegrim: „Net harb sein, Alter! Natürlich, ich hätt' hierbleiben müssen, statt dem jungen Volk voranzutanzen; das kann man eine Gemeinheit nennen, ich tue es hiermit selbst. Aber — ich führe ja doch auch den Namen Onkel in deinem Haus. Und ich staunte so, wie das Mädel sich entwickelt hat, was da alles werden will. Und ich wollte sehn und hören, wie sich das bewährt. Na, so lief ich mit! — Hätt's nicht tun sollen, versteht sich." Er legte seine feingliedrige Hand auf Weißdorns mächtigen Arm: „Aber ein starker Mann wie du, das bin ich ja nicht. So mehr der ‚ästhetische', wie du mich schimpfst. Also — san m'r gut!"

Weißdorn nickte ihm zu, etwas dunkel lächelnd; wie wenn durch abziehende Wetterwolken die Sonne scheint. Ina hatte inzwischen zuerst mit gerunzelter Stirn, dann wie leblos in die Luft geblickt; Alfred auf Ina, Wolf (schon eifersüchtig) auf Alfred, Albertine auf alle drei.

Der Frieden war wieder da und blieb. Vom Tennisspiel ward nicht mehr geredet; jeder, der das Wort ergriff, ging eine Meile um Tennis und Sport herum; es regnete Anekdoten, lustige Geschichten. Der Mond kam über die nächtlichen Berge; der Abend war so schön, so mild, man konnte im Garten zu Nacht essen. Man löschte, als abgetafelt war, die Windlichter aus und trank nun den Weißdornschen Deidesheimer,

Auslese, bei der lieblich zauberhaften himmlischen Beleuchtung. In Alfred wuchs nun vollends die verklärte, andächtige Stimmung und das neue Gefühl; er ließ seine glücklichen Augen oft auf Ina ruhn — im Jugendmut wohl viel zu oft — und fühlte eine holde Wärme ums Herz, wenn seine und ihre Blicke sich eine Weile trafen.

Endlich glänzte in den ihren eine Neugier auf, die wohl schon gedämmert und gewartet hatte; da eben ein Schweigen um die Tafel ging, wandte sie sich zu Alfred hin: „Darf ich Sie was fragen? Als Sie heut nachmittag kamen, erzählte ja mein Vater, Sie wollten nun das ganze deutsche Vaterland bereisen, aber wissenschaftlich. Das klingt ja furchtbar unternehmend — und furchtbar gelehrt. Wenn man noch so jung ist, und so 'nen kleinen Schnurrbart hat —"

„Aber Ina!" rief Albertine.

Alfred lächelte: „Ich denke, der Schnurrbart wird wachsen, während ich herumreise. Und ‚gelehrt' — ich will ja l e r n e n. Lehren will ich noch l a n g e nicht!"

„Was wollen Sie denn lernen?" fragte Ina weiter.

„Ja, das mag wohl dummdreist klingen, was ich alles will. Ich habe so einen wilden Traum, vielleicht kommt der aus dem Größenwahn; vielleicht auch aus der Jugend und dem kleinen Schnurrbart. Mein Lebensziel ist — lachen Sie mich nicht aus — eine n o c h n i e g e s c h r i e b e n e deutsche Kulturgeschichte zu schreiben; da soll natürlich alles drin sein, was sich so von Jahrhundert zu Jahrhundert in den deutschen

Stämmen aufgetan und entwickelt hat: ihre Sprache, ihre Mundarten, ihre Gottesgedanken, Aberglauben, Bauernleben, Stadtleben, Fehdewesen, Rechtsgefühle, Heldenverehrung, Gesang, Poesie, Spiele, Feste — na, und was es noch gibt. Vor allem aber das Werden von alledem, das Leisere, Versteckte, wie es so aus dem Halbschlaf nach und nach erwacht. Denn das Fertige kann ja jeder sehn; das Werden muß ihm aber einer aus der Tiefe holen. So wie ein Taucher in seiner Rüstung zu Wasser geht. Und so will ich tauchen!"

Alfred blickte mit seinem schlichtesten, bescheidensten Lächeln in Inas reizend ernst horchendes Gesicht; aber auch mit wonniger Verwunderung über dies Gesicht. Ihre Wangenfarbe belebte sich; sie beugte sich weiter und weiter vor, stützte beide Arme auf den Tisch, ihr Kinn auf die Hände. „Und so wollen Sie tauchen," sprach sie ihm nun nach. „Und dazu wollen Sie durch die Lande ziehn?"

„Ja, das ist das Tauchen. Ich will die Menschen studieren; Bücher hab' ich schon viel studiert, darin schreibt einer vom andern ab. So oft ich aber zu ungelehrten, noch mit der Natur lebenden, an alten Sitten hängenden Menschen komme, hab' ich das Gefühl: da ist noch Altes, das ewig neu wird, da ist noch Urdeutsches, man braucht nur zu graben; dann kommt, wie ein verschütteter, aber noch lebendiger Mensch, das noch lebendige alte Volk heraus! Denn ein jedes Volk — — Es ist nur so schwer, zu sagen, was ich meine. Ich glaube, ein Volk verändert sich

fast so wenig wie ein Mensch; scheinbar ja — vom Kind bis zum Mummelgreis — was für Änderungen — aber der innerste Kern, das wahre Ich, das bleibt doch. Nach dem will ich graben; von Stamm zu Stamm. Bei den Sachsen, Friesen, Thüringern, Franken —"

„Nur im Deutschen Reich? Da drüben in Österreich nicht?"

„O gewiß; natürlich. In Steiermark, Kärnten, Tirol und so fort; ist ja alles bayrischer Stamm — so weit nicht die Alemannen ins Tirol eingezogen sind. Und was sonst noch draußen ist. Überall ins Volk hinein, so tief wie ich kann! Aus den Menschen, die heute leben, die Geschichte holen!"

Weißdorn lächelte, aber nicht zustimmend, mit einem spöttischen Blick auf Alfreds junges Schwärmergesicht. „Da sollten Sie wohl zuerst in den Untersberg hinein und Karl den Großen am Eisbart zupfen."

Alfred starrte ihn an: „Ich verstehe nicht —"

„Wenn Sie doch schon Übermenschliches unternehmen wollen. Werter Herr — Student, da müßten Sie wohl ein zweiter Methusalem werden, um Ihr Ziel zu erreichen. Wenn Sie bei der gewöhnlichen Lebensgrenze abmarschieren, so sind Sie dann wohl erst beim fünften Stamm!"

Alfred errötete heftig; o, jetzt wird er schön! dachte Ina, die sich inwendig gegen den Vater empörte. „Verzeihen Sie, Herr Weißdorn: Sie mißverstehen mich, glaube ich. So jung und so unerfahren und wahrscheinlich unbedacht ich auch bin — ich will mich doch nicht in jeden einzelnen Deutschen

vertiefen.. Ich will mir überall Menschen suchen, in denen noch das Alte lebt; wie die Brüder Grimm sich Märchen-Erzähler und Erzählerinnen suchten; — aber jeder Vergleich hinkt, der auch. Wie ich das machen will, das kann ich nicht so mit Worten sagen; aber Übermenschliches will ich nicht —"

Eckard nahm das Wort: „Mir scheint auch, Alter, das will er nicht!"

„Ach du!" brummte Weißdorn. „Du schaust ja in lauter goldene Kelche; bald ist's ein Mädel, bald ein Student. Ich darf mir wohl erlauben, zu Herrn Eckard junior zu sagen: so hatte ich mir Ihre Studienreisen durch Deutschland nicht gedacht. Praktisch, junger Herr! Für alles Praktische hab' ich Sinn. Für Wolkenkuckucksheime hab' ich keinen Sinn. ‚Aus den Menschen, die heute leben, die Geschichte holen' — das sind Worte, Herr. Man kann sich auch an Worten berauschen; aber wenn's schon sein soll, dann ziehen Sie lieber Deidesheimer vor: der steigt nicht so — lebensgefährlich zu Kopf!"

Alfred fuhr vom Stuhl in die Höhe; Inas Augen fuhren mit empor. Sie zitterte einen Moment: was wird er nun tun? Dann sah sie aber mit Staunen, wie das junge, entflammte Gesicht, dessen Lippen sich verzogen hatten, mit einem sichtbaren Ruck zur Ruhe kam; wie in die guten, schönen Züge etwas Neues, etwas Edles trat, eine männliche Würde, Fassung, Selbstbeherrschung — das lag alles drin. Aus dem tragikomisch verzagten Tennisspieler war ein Mann geworden; der mit Hoheit lächeln konnte ...

Ja, er saß schon wieder und lächelte. Seine Stimme zitterte zuerst ein wenig, aber mit warm tiefem Klang: „Entschuldigen Sie, Herr Weißdorn — ich war wohl eben ein paar Augenblicke zu jung. Ich nehme sonst gern jede Kritik meiner — Träume an; zumal von älteren Männern; und nun gar von Ihnen. Ich weiß, daß ich noch im Alter des Phantasierens, des Zuvielwollens bin. Da fliegt man wohl drauf los und denkt: Und wenn ich nicht über den Großen Ozean komme, über den Atlantischen komm' ich wohl! Reicht meine Kraft oder mein Leben nicht, die g a n z e deutsche Kulturgeschichte von Alfred Eckard zu schreiben, nu, dann wird's ein T e i l. Dann tritt vielleicht ein Zweiter auf und sagt: Fortsetzung folgt! — Wer sich aber schon am Morgen vornimmt: ich werde mich hüten, mehr als zwanzig Kilometer geh' ich heute nicht, der kriecht wohl schon beim zehnten in sein Nachtquartier."

„Bravo!" sagte Eckard leise; ganz unterdrücken konnte er's nicht.

Bravo! dachte Ina; ihr war so trotzig wohl zumut.

Weißdorn lächelte eine Weile, ohne etwas zu sagen; ihm zuckte nur eine ungesprochene Antwort über das Gesicht. „Na ja — schon gut!" nahm er endlich das Wort, indem er sich langsam erhob. „Das hört sich ja schon besser an. Ich hatte den jungen Schwärmer nur warnen wollen, als väterlicher — als Ihres Onkels alter Freund: trinken Sie nicht den Königssee aus! Tragen Sie nicht den Watzmann ab! — Wenn Sie aber so mit sich reden lassen, dann sind wir

ja einig. Ich will nun doch schlafen gehn, morgen muß ich so früh heraus und fort. Von meinen lieben Gästen nehme ich jetzt schon Abschied. Ihr unterhaltet euch noch, solang' ihr wollt."

Eckard sprang auf: „Nein, nein, nein! Wenn du gehst, gehn wir auch. Es ist spät genug; der Mond ist schon hinterm Berg. Ein Nachtkaffeehaus ist die Villa Weißdorn ja nicht! — Ich stehe morgen so früh auf wie du und bringe dich zur Bahn —"

„Tust du nicht!" sagte Weißdorn verbietend.

„Tu' ich doch. Und ich denke, mein Alfred auch —"

Alfred war schon aufgestanden, er nickte: „Freilich. Selbstverständlich."

„Da hörst du's!" Eckard strahlte vergnügt: „Ich kenne ja meine ‚Familie'. Wir Eckards sind wohl manchmal etwas träumerische, ästhetische, also halbverrückte Leute, aber im übrigen läßt sich mit uns leben. Meine Herrschaften, gute Nacht!"

* * *

Alfred saß auf dem Salzburger Mönchsberg, in der Frühe, vier Nächte und drei Tage später, und dachte an den schönen „Traum von Berchtesgaden" zurück. In der ersten Nacht dort hatte er, wie es sich gebührte, nicht gar viel geschlafen; dann mit dem Oheim den „Isegrim" zur Bahn begleitet, der beim Abschied weich wurde und auch Eckard junior in die Arme schloß. Dann verbrachten sie, hin und her wandernd, den wieder herbstschönen Tag am Königssee; Wölfchen wieder mit, durch die Gutmütigkeit der

andern geduldet, dann und wann geneckt. Wie flogen diese goldenen Stunden! Und wie traulich, wie selig rauschte der Abend ihnen nach! Sie saßen in der Villa, drinnen, da es kühler ward; Tante Tine spielte Mozart und andres am Klavier, dann verlangte man Walzer von ihr und die Jungen tanzten; Eckard sang dazu. Endlich saßen sie um den runden Tisch und sie sangen alle; Studentenlieder, Volkslieder, bayrische und steirische. Zuletzt knieten Eckard senior und junior vor Ina und baten: Jodeln! zum Schluß! bis sie sich ergab. Sie löschten auf ihr Verlangen die Lampe aus, Ina setzte sich in den fernsten Winkel und stimmte zuerst die schlichtesten, dann immer längere, edlere, süßere Jodler an; sie erklangen wie durch eine stille Nacht über einen Bergsee herüber, die erweckte Phantasie glaubte es sofort. Diese weichen, hohen, so unschuldig jungen Töne gingen wie allerschönste Musik ins Herz; sie trieben dem ganz gefangenen Alfred Tränen in die Augen, sie strahlten förmlich durch das Dunkel Wehmut und Schwermut aus. Es war aber auch eine Lust in dieser Wehmut, wonnig, unaussprechlich ...

Dann der Abschiedstag. Er ward wolkig, grau; eine unerwartete Schwüle legte sich zugleich mit der Scheidestimmung auf die Brust. Wie gingen diese Stunden hin? Alfred sann und suchte, da er nun rückwärts lebte; einige kamen, andre nicht. Er hatte eine Weile auf seinem Zimmer gesessen, seine Gefühle in Verse bringen wollen, wie er schon so oft getan; doch im erregten Gehirn war zu große Unruhe,

was er endlich aufgeschrieben hatte, zerriß er und warf es weg. Ina ging stiller umher, wie in sich gekehrt. So kam endlich der Nachmittag; Wölfchen war verschwunden, Albertine und Ina begleiteten die Abreisenden auf der Reichenhaller Fahrstraße bis zum nächsten Bahnhof. Dort Trennung und Tücherwinken ... Und auf der Bahn nach Salzburg zurück. Wieder im Österreichischen Hof der Festung gegenüber. Am andern Tag über Büchern und Briefen; stockendes Denken, dumpfes Brüten; lesen und nicht wissen, was? Gegen Abend stundenlanges Wandern mit dem Oheim, ohne zu merken, wohin?

Bin ich denn so schwer verliebt? dachte Alfred. Hat es mich diesmal tiefer gepackt? — Ja, es fühlt sich so; aber — mach dir nichts weis — geh in dich — das hast du schon öfter gedacht. Und dann verflog es doch auch. Eine andre kam, die dir wieder zu Herzen ging; oder die Bücher, die Tröster, entführten dich in eine andre Welt. Du kannst gut vergessen! Vielleicht viel zu gut! — Er zog die Brauen hinunter, mit sich unzufrieden, gegen sich verstimmt: Ein oberflächliches Herz? Wohl bei keiner dieser Verliebungen hatte er sich etwas vorzuwerfen, aber bei allen das gleiche, daß die Stärke fehlte. Sollte ihn denn nun w i e d e r diese Scheinglut äffen? All das Wühlen und Treiben in ihm, die Unrast, die Wonne, das Sehnen, das Verzagen, sollte das a u c h wieder wie ein hochdaherfahrend blitzender und donnernder Frühlingssturm vergehn?

Er schaute zu den wunderbaren Linien von Hohen-

salzburg hinüber, die Sonnenlicht aus der Wolke streifte. Hinter ihnen ragte der graue Riese, der Untersberg auf, über den er vor vier Tagen, noch so ahnungslos, ins Berchtesgadener Tal gewandert war. Hinter dem Untersberg, am Lockstein, lag die weiße Villa ...

Mit einem jähen Entschluß sprang er auf. In diesem Langen und Bangen so weiterleben? Nicht wissen, ist's ein Wahn oder ist's das Schicksal? Und nicht wissen, wie es in der andern ist: ein Alfredsches Kräuseln an der Oberfläche oder ein tiefres Gefühl? Etwas fühlte sie; das hatte ihm irgendwann jeder Tag gezeigt. Waren sie füreinander bestimmt oder nicht? O Gott, und wenn sie, wenn sie es waren, verloren sie sich nun vielleicht ohne Wiedersehn?

Der Oheim wollte bald nach Wien zurück; Alfred dann mit. Und dann auf seine Reisen zur Kulturgeschichte ...

Er riß ein Blatt aus seinem Taschenbuch und schrieb mit dem Bleistift darauf: „Lieber Onkel, ich komme heute abend oder morgen wieder. Die Aufklärung, wenn ich gekommen bin!“ Mehr laufend als gehend eilte er auf dem nächsten Weg zur Stadt hinunter; gab im Österreichischen Hof das Blatt für den Oheim ab, mit dem Frühstück ihm zu übergeben, und wanderte zur Bahn. Er erreichte noch den Zug, den er wollte, und südwärts, über Reichenhall, fuhr er den Berchtesgadener Bergen zu. Nun fühlte er erst ganz, wie ihn die Sehnsucht durchwühlte; sie hüllte sich aber, wie in ein schwarzes Gewand, in immer wachsende Bangigkeit: wie wird er sie, die andere finden? Hat

ihm die Eitelkeit, wie schon manches Mal, mehr Erfolg und Wirkung vorgespielt, als in Wahrheit ist? Wird ihm vielleicht gar dieses hastige Wiedersehn auf Inas Antlitz ein Erstaunen zeigen, aus dem eher Mißfallen spricht?

Nein, nein, nein! rief dann in ihm eine junge, glaubende, hoffnungsvolle Stimme. Es ist die Fahrt nach dem Glück! zur wahren Liebe, ins Paradies!

Er stand auf dem Berchtesgadener Bahnhof, sah zum Lockstein hin, an dessen Fuß die noch unsichtbare Villa lag, und schritt aus, ihr zu. Als er vor ihr angelangt war, schlug ihm das Herz fast zu stark; er stand eine Weile still, sich ans Gitter lehnend, die Augen schließend, und wartete. Endlich trat er ein. Auf der Blumenterrasse vor dem Haus sah er Ina knien; sie hatte sich ganz zur Erde gebeugt und zog vorsichtig zart ein Pflänzchen heraus, das sie mit Mutter- oder Doktorsaugen betrachtete. „Fräulein Ina," sagte er mit wenig Stimme, als er näher kam; das „gnädige Fräulein" hatte sie ihm am letzten Morgen verboten.

Sie hob den Kopf und starrte ihn wie ein Wunder an. Das liebe, holde Gesicht, von der tiefen Senkung etwas gerötet, verklärte sich aber durch ein freudiges Lächeln; nur schüttelte sie dann ihr Gelock, vor Staunen. „Wo kommen Sie her? Was ist —?"

„Ach Gott, es ist nichts. Ich wollte nur — — wir gehn so bald von Salzburg fort. Da wollte ich Sie noch einmal sehn!"

Sie errötete; sie stand auf. Um etwas zu sagen,

sagte sie das Dümmste (so fühlte sie dann auf der Stelle): „Warum wollten Sie das?“

Prügeln könnt' ich mich! dachte sie sofort. Das Pflänzchen fiel ihr aus der Hand. Sie bückte sich geschwind, hob es auf und guckte es wie andächtig an.

Ich will alles sagen! schoß ihm durch sein brennendes Herz. Er, der sich zur Aufrichtigkeit erzogen hatte — dem in diesem Augenblick wunderbar feierlich zumut war — jetzt eine Erfindung, eine Lüge sprechen? Die Besinnung verließ ihn; „warum?“ antwortete er. „Um mir klar zu werden, was in mir vorgeht. Weil ich nicht weiß, was ich bin!“

Inas Augen wurden blaß und bang; was ist mit ihm? dachte sie. Er war, während er vor ihr stand, bleicher und bleicher geworden; etwas Unsinniges in seinem Ausdruck erschreckte sie. Seine Blicke zehrten an ihr. Was tun? Was erwidern? Einer von ihnen mußte gescheit und vernünftig sein; wenn er nicht, dann sie. Lächeln! — Sie lächelte. „Ja, wie wollen Sie das erfahren?“ sagte sie zwischen Ernst und Scherz.

Es war etwas in ihrer Stimme, das ihn zu sich brachte. „Ach, fragen Sie nicht,“ antwortete er. „Ich bin wohl verrückt.“

„Beinahe scheint es so. — Davon können wir später sprechen; jetzt entschuldigen Sie mich einen Augenblick: ich habe was zu tun. Dieses Pflänzchen, sehn Sie. Das will wieder in die Erde hinein; es ist kümmerlich, ich hab's selbst gepflanzt, und wie mir nun vorkommt, dumm und schlecht. Es soll auch bessere Erde haben. Warten Sie ein bißchen?“

„Hundert Jahre,“ antwortete er. — Ein zorniger Ärger durchfuhr ihn dann: Was für Unsinn man sagt, wenn man wie ein Narr ist!

Sie sank wieder auf die Knie, froh, eine Weile nicht Aug' in Auge mit ihm zu sein; scharrte etwas Erde heraus, mit den bloßen Händen, nahm andre, die schon bereit lag, und legte sie in die kleine Grube hinein. Dann schaute sie das bemutterte Pflänzchen recht mit Liebe an und drückte es sich an den Mund; es war ein überraschendes, gar liebliches Bild.

Alfred stand wie im Traum, während sie so hantierte. Es flogen durch ihn die Verse hin, die er auf der Herfahrt, in einer Art von Fieber, die reine, volle Liebe als den erlösenden „Gral“ denkend, hingestammelt hatte:

Nun will ich scharf durchschauen,
Was mir ihr Anblick spricht!
O traue nicht den Frauen,
Den Mädchen traue nicht.
Hast du schon zwanzig Male
In Eva dich verliebt,
Zieh nun zum heiligen Grale,
Der Heil und Frieden gibt!

Ach, dachte er mehr und mehr gerührt, das ist nicht so ein Evaskind. Wie sie da liegt und dem kleinen Gründchen nun wieder in sein Nest zurückhilft — ihrem Kindchen in sein Bettchen — und wie sie ihm seine Erde häufelt. Ist das nicht ein süßes, hohes, zur Liebe und Güte geschaffenes Geschöpf? Kann man sich in die auch nur so verlieben und dann weiterflattern?

Gibt's da eine andere als die große Liebe — die eine und einzige?

Ina stand auf, zeigte ihre Hände, die von Erde schwarzbraun waren, ging zu einem kleinen Brunnen in der Nähe, durch den Bergwasser floß, wusch und trocknete sie. Dann kam sie zurück und lächelte ihn herzlich, zutraulich an, als hätte er noch nichts Bedenkliches gesagt. „Eh' wir zu Tante Tine gehn, muß ich Sie was fragen. Lieben Sie das Wölfchen?"

„Den Herrn Wolf von der Villa da draußen?"

„Ja."

Er lächelte nun auch: „Nein, den lieb' ich nicht. Aber Sie?"

Ina schüttelte den Kopf, so wenig, daß sich kein einziges Löckchen rührte; die ganze Unmöglichkeit lag darin. „Das freut mich zu hören," sagte sie dann, „denn Sie werden ihn wohl nicht sehn! Vorgestern, eh' Sie abreisten, war er lautlos verschwunden; gestern morgen kommt er und meldet sich als verstimmt. Er will nicht das fünfte Rad sein, sagt er. Er ist auch ein Mensch. Er ist — — Eifersüchtig! sag' ich. Ja, sagt er, ja! Ich bin eifersüchtig, wenn Sie gefälligst erlauben! Und ich komme nicht wieder!"

Herrlich! dachte Alfred. Ich mit ihr allein!

„Tut es Ihnen weh?" fragte Ina, mit einem so süßen Schelmenblick, daß das Herz ihm stillstand.

„Nicht so sehr," erwiderte er. „Ich verstehe nur nicht, warum und wieso er eifersüchtig ist?"

„Ja, so sind die Menschen. Sie kämpfen gegen

Windmühlen und schlagen sich mit Schatten herum! — Aber schau, da oben hör' ich Tante Tine." Ina trat näher ans Haus und rief: „Mutter Tante Tine! Ein Bettelmann ist da! Er bittet um ein Mittagessen und ein Nachtquartier!"

An einem Fenster im Oberstock der Villa erschien der große Charakterkopf Albertinens mit den starken Brauen und dem guten Gesicht. „Der Herr Alfred Eckard!" rief sie sehr erstaunt.

„Ja, er ist wieder da. Er muß dich wiedersehn, sagt er. Er hat sich so an dich gewöhnt!"

„Ach, du Kaninchen. — Ich komme!" — Albertine verschwand vom Fenster, sie hatte nur geschwind mit der Hand gegrüßt. Ina pflückte eine gelbe Rose und steckte sie sich an die Brust.

Alfred stand und sann: Wie heiter sie ist. Ist das Natur oder gespielt? Wärme für mich oder nicht? — Ach, es steht ihr so gut! — Albertine kam, er eilte ihr entgegen: „Der Bettelmann bittet nicht auch um ein Nachtquartier, so unverschämt ist er nicht. Um Vergebung bittet er, daß er wieder da ist; in der weißen Villa gefiel es ihm zu gut. Ich dachte plötzlich: ich muß wieder hin!"

Albertine nickte ihm herzlich zu: „Das gefällt nun wieder mir. Ich hatte den beiden Eckards ja beim Abschied noch ins Coupé gerufen: Auf Wiedersehen, bald! — Natürlich bleiben Sie über Nacht. Oder erwartet Sie der Onkel schon heute bestimmt?"

„Heute oder morgen."

„Na also! — Ihr Zimmer steht bereit. Ich habe

Sie ja liebgewonnen. Ja, bei Gott, das hab' ich. Wenn Sie fürlieb nehmen mit der und mir —"

„Oh!" rief Alfred so überzeugend glücklich, daß sie beide lachten.

„Na, dann ist ja alles gut," sagte Albertine. „Vergnügt miteinander wollen wir schon sein! Wir führen Sie spazieren, wir —"

„Wenn's nicht regnet!" rief Ina. „Eben fängt es an!"

Die Wolken, die in der Frühe noch dann und wann mit Sonnenstrahlen gespielt hatten, waren allmählich ein einziger großer grauer Sack geworden, als wollten sie die ganze Erde hineinstecken; jetzt begannen sie mit tändelndem Tröpfeln, um bald humorlos zu triefen. „Das ist schade," seufzte Albertine; — „ach was, das macht nichts, spazieren gehen wir doch. Man nimmt Mantel und Regenschirm. Sie haben aber weder Mantel noch Regenschirm, Herr Eckard! Da müssen wir Weibsleute aushelfen. Mich wundert, daß Sie einen Hut mitgenommen haben —"

Plötzlich fiel ihr ein großer Tropfen auf die Nase. „Au!" rief sie in der Überraschung und lief ins Haus.

So hatte sich's Alfred nicht gedacht: es ward ein Regentag, einer von den allerbesten, die man in Salzburg und seinem Hinterland erleben kann. Es war, wie wenn die nassen Wolken sich schüttelten; sie gaben nicht eine Sekunde Ruhe, ihnen kam auch noch aus Westen ein Wind zu Hilfe, der den Wanderern das Wolkenwasser in die Augen warf. Die Damen und ihr Gast zogen tapfer aus, um ihren trotzigen Spazier-

gang zu machen; sie plauderten gegen die beiden Lärmmacher Regen und Wind desto lauter an, sie lachten, Ina sang auch; es währte aber nicht lange, so kehrten sie doch um, zur „Schutzhütte“, wie Ina jetzt die Villa nannte. „Das wird hübsch!“ sagte das Mädchen, als sie sich wieder entmäntelt hatten. „Kein Mittagessen vor der Tür. Kein Tennis. Kein Mondscheinabend auf der Terrasse. Man will unser Unglück! — Sind Sie sehr unglücklich, Herr Gast?“

Ihre braunen Augen fragten und lachten. Sie schienen zu sagen: ich nicht!

„Ich auch nicht!“ antwortete Alfred.

Albertine lachte. Dann warf sie aber einen ernsthaften, frauenklugen Blick auf ihn. Sie warf einen zweiten auf Ina; deren Augen strahlten nun. Nein, dachte sie, von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, unglücklich sind sie beide nicht!

„Mir kann ja nichts geschehn,“ sprach Alfred weiter; „wenn der Lockstein nicht herunterkommt und die Villa Weißdorn begräbt, alles andere ist mir recht. Was können wir nicht alles! Klavier spielen, tanzen, singen, jodeln, schwatzen ... Dabei nütze freilich ich nicht viel. Darf ich etwas vorschlagen, wobei ich einigermaßen nützlich werde?“

„Sie unbrauchbarer Herr, nur zu!“ sagte Ina lustig.

„Ich habe mich für meine Studienreise durch die deutschen Stämme natürlich auch etwas vorbereitet; mit ganz besondrer Lust und Leidenschaft hab' ich mich in unsre Dialekte vertieft; wie wird einem da deutsch zumut! Und wie viel von unsrer Geschichte

ist drin! Unsre Mundartendichter — wie viele Talente haben wir. Die kenne ich wohl alle. Hab' immer ein paar bei mir, in der Tasche; möglichst kleine Bändchen. Hebels alemannische Gedichte, oder Nadlers ‚Fröhlich Palz, Gott erhalt's‘, oder die bayrischen: Kobell, Stieler und so weiter. Jetzt trag' ich den alten Grübel herum, den Nürnberger Stadtflaschner und Harnischmacher; es steckt so viel Leben und Spaß und Anmut in seinen ‚Gedichten in Nürnberger Mundart‘. Auch einen Fritz Reuter hab' ich in der Tasche —"

„Bravo! Bravo!" rief Albertine. „Da sind wir ja geborgen. Die Bayern haben wir selber hier. Und den Stelzhamer, den Österreicher —"

„Und den Hebel auch!" fiel Ina ihr ins Wort. „Der unbrauchbare Herr liest uns vor; alles, alles!" Sie sprang und tanzte im Zimmer herum: „Wir studieren das deutsche Volk! Wir studieren das deutsche Volk!"

„Das Mädel schnappt über, Gott weiß warum. — Hol lieber die Bücher, aus Vaters Stube. Wir haben vor Tisch noch etwas Zeit —"

„Ja, die Uhr schlägt zwölf, sie schlägt Hurra, und wir fangen an!

Wer a Geld hat, kann ins Theater fahr'n,
Und wer k a n s hat, macht sich z' H a u s 'n Narr'n . . .

Hurra!" Sie tanzte zur Tür hinaus.

Überschnappen? dachte Alfred. Der selig überschnappt, das bin i ch! — Er zog seinen Grübel und seinen Reuter hervor, stimmte in Gedanken seine Kehle; wie im Husch war auch Ina schon wieder da,

die Bücher in der Hand. Sie kam zu ihm, die Augen auf ihn gerichtet, mit einem seltsam fragenden Blick; legte die Bücher auf das Tischchen, neben dem er saß, und kehrte auf ihren Platz, einen Schaukelstuhl, zurück. So, nun fang nur an! sagte ihr Gesicht.

„Mit w e m soll ich anfangen?“ fragte Alfred, als antworte er auf ihre stumme Bitte.

„Mit dem Nürnberger, wenn Sie mögen,“ sagte Albertine. „Den kenne ich noch nicht.“

Alfred zog seinen zerlesenen Lieblingsband von Grübels Werken hervor, schlug ihn auf und suchte. Wie oft hatte er sich selber laut daraus vorgelesen, sich in der Mundart und im Vortrag übend, sich ins „Volk“ vertiefend. Er fing mit dem Schlosser und seinem Gesellen an:

„A Schlosser haut an G'sell'n g'hat,
Der haut su langsam g'feilt,
Und wenn er z' Mittag g'essen haut,
Dau ober haut er g'eilt.
Der eiherst in der Schüssel drin,
Der letzt ah wieder draus,
Es iß kah Mensch su fleißi g'west
Van Tisch in ganz'n Haus.“

Er las das Gedicht zu Ende, sah, wie sein Publikum horchte, sich ergötzte; las dann mehr und mehr. Inas Augen wurden größer und größer; sie rückte im Schaukelstuhl vor, so weit sie konnte, ihre Wangen wurden zu Rosen, ihre Lippen glühten. Endlich schloß er das Buch. „Ich weiß,“ sagte er, „das ist kein großer Dichter, vielleicht kaum ein kleiner; aber daß er doch

was ist, hab' ich an Ihnen beiden gesehn. Wie vergnügt und wie andächtig haben Sie zugehört!"

„Ich hab' vor allem mit Verwunderung zugehört," erwiderte Albertine. „Nicht nur Ihre warme Stimme, die so viel — — wo haben Sie dieses Leben, diesen Vortrag her, daß alles leibhaftig vor einem steht? Und den Dialekt?"

„Ich habe ja auf ihn studiert; grade so wie auf all die andern —"

„Wie auf all die andern! Ja, können Sie die alle so?"

„Ich habe viel herumgehorcht; auf meinen vier Universitäten und sonst. Was ich kann, ist ja noch nicht viel. Es wird besser werden. Ich lebe drin! — Wollen Sie noch etwas Reuter hören?"

„Ja, ich bitte; dann geht's zu Tisch."

„Aus seinen ‚Läuschen un Rimels', gereimten Geschichten; wo ich merke oder denke, daß Sie ein Wort nicht verstehn, sag' ich es leise auch hochdeutsch dazu!" — Alfred nahm das Buch und las. Er wählte die stärksten, unfehlbarsten dieser heiteren Geschichten, deren Humor zum Lachen und zur Bewunderung zwingt. Albertine brach denn auch oft ein herzliches Lachen aus der Kehle. Ina lachte auch; aber mit tiefem, staunendem Ernst starrte sie dann immer wieder in Alfreds Gesicht, ihre Augen ließen nicht von ihm.

Auguste, das Stubenmädchen, rief zu Tisch; sie gingen ins Speisezimmer, sie setzten sich. „Ich wundere mich weiter," sagte Albertine; „so jung, wie Sie sind — wie haben Sie sich in das alles hineingelebt.

zwei verschiedene Sprachen, muß man doch wohl sagen, das Plattdeutsche und das Nürnbergische; und man denkt, Sie sind beides!“

Alfred lächelte: „Es sind ja beide doch echte Deutsche; und wie!“

Ina sprach kein Wort. Sie aß, sie trank, zumeist auf ihren Teller oder in ihr Glas blickend, wie tief versonnen; die vorhin so Ausgelassene war verstummt. Nur zuweilen hob sie den Kopf zu einem Blick auf Alfred, der ihn still anleuchtete, ihm so manches zu sagen schien: Dank, oder Freude, oder Bewunderung — oder vielleicht noch dies und das. So verging das Mahl. Der Regen rauschte weiter, der Wind pfiff oder sang dazu. Albertine ließ Alfred von seinen Studien erzählen und von seinem Leben; ihre mütterlichen Fragen führten ihn weiter und weiter, ihm fast unbewußt. Endlich standen sie auf; Ina trat vor Alfred hin. Sie legte ihre Hände bittend aneinander, ohne zu sprechen.

„Kind, was willst du?“ fragte die Tante. „Er soll weiterlesen?“

Ina nickte stumm.

„Nein, das ist zu viel. Sei nicht unersättlich; sonst kommt Herr Eckard morgen ohne Stimme nach Salzburg zurück!“

Alfred schüttelte heiter den Kopf: „O, da können Sie ruhig sein. Mein Kehlkopf ist gut. Wer als Student ganze Nächte gesungen hat — — Ich lese bis zum Abend vor, wenn die Damen wollen!“

„Eine noch sehr junge Dame, die möcht' es wohl;“ —

Inas Stimme sprach wieder, die herzliche, goldige. „Es ist so ein himmlischer Regentag! Kein Mensch, der uns stört. Und wenn sein Kehlkopf so gut ist, Tante Tine. Wir haben noch Hebel und Stelzhamer und Kobell und Stieler; im Wohnzimmer liegen sie alle auf dem Tisch. Warum sollen wir nicht glücklich sein! Oder — sind Sie's nicht?"

„Ich war nie so glücklich," fuhr aus Alfred heraus. „O wie haben Sie recht: ein himmlischer Regentag! — Aber Sie wollen wohl ruhen, gnädige Frau, werden müde sein."

„Nein," sagte Albertine, „ich bin nicht müde, heute ganz und gar nicht. An heißen Sonnentagen, da kommt es wohl, aber so wie heute nicht. Die Nichte und die Tante möchten beide mehr."

„Also ad loca!" rief das Mädchen, wie vor vier Tagen in der Ina-Hütte.

Sie gingen ins Wohnzimmer zurück, jedes setzte sich wieder auf seinen Platz; Alfred nahm ein Buch und las. Er hatte Franz Stelzhamers „Lieder in obderennsscher Volksmundart" ergriffen, in der ältesten Ausgabe; auch die waren ihm wohlbekannt. Er stellte sich den Dichter vor Augen, wie er, der gewesene Komödiant, jahrelang durch Österreich und Bayern zog, seine Lieder vortrug; so persönlich lebendig suchte er ihn nun auch aus sich herauszuschaffen, in seinen eigensten Tönen. Er fing unsicher an, dann gelang es besser und besser; das Gesicht, das er vor sich sah, das junge, das achtzehnjährige, hauchte ihm gleichsam neue Kräfte zu, gab ihm ein Feuer, das er noch nicht kannte.

Es hing an ihm, aber es starrte nicht mehr; es hatte sich ausgewundert, wie es schien, nun lebte es jede Zeile mit. Alles spiegelte sich in diesen unbewußten, aber ganz hingegebenen Zügen; jedes Gefühl, das wahr und voll über Alfreds Lippen trat, kam ihm von Inas Gesicht wie eine Art von Echo zurück. Was in seinem Vortrag nicht gelang, nicht lebte, blieb da drüben stumm; was ihm glückte, das lebte dort. Ihm glückte immer mehr, da er diese Wirkung sah und im tiefen Innersten spürte. Eine Seligkeit, die ihn zum Künstler machte, trug ihn von Vers zu Vers und von Lied zu Lied. O Ina! Ina! dachte er oft, während seine Stimme sprach. Wunderbare, liebe, holde, süße Ina! Ja, ich lese für dich, für dich. Und du sprichst in mir!

Er legte endlich den Stelzhamer fort und lehnte sich zurück. Albertine nickte ihm gerührt und dankbar zu; *sie* war diesmal stumm. Ina sagte leise: „O wie schön. — Wie schön haben Sie's gemacht!"

Wer *hat's* denn gemacht? wollte er erwidern, es lag ihm auf der Zunge; ihm verging nur der Mut. Was bist du denn für ein Mensch? sprach er aber im Geist zu ihr hin. Oder wie viele Menschen sind in dir? Auch *das* hast du also — dieses Miterleben, diese himmlisch warme Brust, dieses himmlisch beredte Gesicht. Was kannst du aus dem Menschen machen, der dich fühlt, dich versteht. Du, fast noch ein Kind! Was wirst du erst sein, wenn — —

Nein, fuhr ihm auf einmal so recht durchs Herz, nein, nein, keinen andern! Aus *mir* alles machen, was in mir ist! *Meine* Ina! *Meine!*

„Sie haben aber nur erst vom Stelzhamer gelesen," sagte die liebe Stimme jetzt. „Da liegen noch die andern. Sie wollten bis zum Abend lesen, haben Sie gesagt."

„Ich will auch," antwortete er. „Wenn die Frau Tante noch will."

Albertine nickte und deutete bittend auf die Bücher hin.

Alfred nahm Hebels Alemannische Gedichte und las. Auch da hinten im Schwarzwald fühlte er sich wie zu Haus; und ihn trug die Ina-Luft. Es war ihm fast, als empfände er den leisen Strom, der von dem „Wundermädchen" herüberfloß, der ihm ihr Leben, ihre Stärke brachte. Er staunte wieder über all dieses Mitspielen und Geschehen auf ihrem schön erglühten, süß beseelten Antlitz. Er las das alles noch nie so gut; hatte es noch nie so gefühlt.

Sie winkten dann, er mußte auch noch den Kobell, dann den Stieler nehmen. Sie verlangten dies und das, vom einen und vom andern, das sie schon lange liebten. So gingen Stunden dahin. Als Albertine endlich auf die Uhr sah, schüttelte sie verwundert den Kopf: „Waren wir so lange weg, in der andern Welt? — Ach, da war es schön. Lieber Herr Alfred Eckard, ich danke Ihnen. Sie haben ein Wunder vollbracht: so lange hab' ich wohl noch nie einem Vorleser zugehört."

„Das haben die deutschen Dialekte vollbracht," sagte Alfred lächelnd.

„Nein, der junge Mann, der die deutschen Völker durchstudieren will und das so mit dem Herzen tut.

— Nun muß ich aber eine Weile Hausfrau spielen. Nochmals tausend Dank!"

Sie ging hinaus, in das Speisezimmer. Alfred trat an die Tür, die zur Vorhalle führte; seine Stirn war so warm, der ganze Mensch so erregt, durchglüht. Er sehnte sich nach frischer, kühlender Luft, er öffnete die Tür.

Ina ging langsam zu ihm. Erst nach einer Stille kam aus ihr hervor: „Was Sie für ein junger Meister sind."

Mit einer hastigen Gebärde wies er das zurück: „Bitte, sagen Sie mir so was nicht. Ich fange erst an. — Was ich etwa schon konnte, das — kam von Ihnen."

„Das versteh' ich nicht," antwortete sie. Als würde sie dort die Aufklärung finden, schaute sie in sein Gesicht; nun sah sie aber etwas in seinen Augen, das ihr die schon durchzitterte Ruhe nahm. Sie wagte nicht zu fragen. Sie sagte nur, als er schwieg: „Tante Tine hat recht. Daß Sie das alles so mit dem Herzen tun."

„Ja, Fräulein Ina, das ist wohl so."

„Und — und ich muß Ihnen noch etwas sagen; das liegt schon seit vier Tagen auf mir. Ich mochte aber nicht, weil es doch mein Vater ist. Er spottete damals so — so — über das, was Sie wollen; Ihre Reisen, Ihre Studien. Ach, heut hab' ich so recht gehört, wie das alles in Ihnen lebt. Wie schön! — Ich glaube, auch mein Vater wird noch einmal sagen: da hab' ich aber unrecht gehabt!"

„Fräulein Ina!“ — Er griff nach ihrer Hand. Er nahm sie und drückte sie, mochte sie nicht lassen.

Er behält sie wohl! dachte sie; ihr war es aber süß, sie zog sie nicht weg.

„Fräulein Ina!“ wiederholte er. „O wie sind Sie himmelsgut. — O, ich möchte was werden; ich könnte auch was werden — wenn Sie mir immer so hülfen wie heut. Sie waren ja in mir, als ich las. Und ich fühlte — dachte — — Ina!“

„Was?“ hauchte sie.

„Heute morgen, als ich kam, da sagte ich Ihnen: ich wollte Sie sehn, um mir klar zu werden — — Es war dumm, verrückt. Nun weiß ich alles. Ich kann auf der Welt nur noch eine liebhaben. Aber Sie? Können Sie —?“

Sie nickte. Sie fühlte sich in seinen Armen, sank ihm an die Brust.

* * *

Wohl eine Viertelstunde hatte Alfred in der Vorhalle gesessen, in den Regen blickend; immer fühlte er noch den einen langen Kuß auf den Lippen oder in der Seele; ein schwer zu fassender Zustand niegekannten Glücks füllte seine Brust. O wie war ich dumm, sagte er sich immer wieder, als ich so zweifelte, an ihr und an mir! O wie war ich klug, als ich auf dem Mönchsberg aufsprang: ich muß hin zu ihr! — Gewißheit. Erhörung. Erfüllung. O Gott, was für Worte. Vater im Himmel, was für ein Gefühl!

Sie kam endlich wieder; sie war zu Tante Albertine

gegangen, in deren Mutterseele ihr Herz auszuschütten, um Segen und um Hilfe zu bitten für die junge „Braut". „Alfred!" sagte sie und nahm seine Hände, mit einem selig weichen Lächeln; „ich glaub', es wird gut! Sie war seelengut. Ich glaube, sie ist in dich verliebt. Sie hat eine Meinung von dir, so hoch — beinah mehr als ich. Aber dich so lieben wie ich — das kann sie doch nicht!"

Sie lag wieder an seiner Brust. „Einen Augenblick! Länger darf ich nicht. Noch nicht. O, der Tag wird kommen!"

„Sie war seelengut? — Wo war sie? Was sagtest du? Erschrak sie zuerst? Faßte sie sich bald? Will sie uns nun helfen?"

„Ich sag's; hör nur zu!" Sie löste sich aus seinem Arm, drückte ihn auf einen Sessel nieder und blieb vor ihm stehn. „Sie war in ihrem Zimmer, allein. Tante Tine, sagte ich, an Wölfchen-Brakenburg denkend, der mich so hoffnungslos liebt, — diesmal ist es gegenseitig. Und wir haben es uns gesagt. Und wenn es nach meinem Herzen geht, werd' ich seine Frau! — Oho! sagte sie. Aber erschrecken? Keine Spur. Sehr erstaunen? Auch nicht. Sie kriegte nur ein furchtbar kluges, und dann furchtbar gutes, und zuletzt himmlisch lächelndes Gesicht. Und fragte mir dann alles so ab, als hätte sie es eigentlich schon gewußt, oder sich gedacht; und war so gescheit, daß ich starr wurde. Was es doch für alte weise Menschen gibt! Besonders unter uns Frauen!"

„So wie du eine werden wirst — du mein Stern! mein Licht!"

„Ach ja, glaub' ein bissel an mich; das tut mir gut, das brauch' ich. Sag, Alfred, sag, ist dir auch so unsinnig, so verrückt zumut? so zwischen Lachen und Weinen, Tanzen und Vergehn? — Horch, da kommt sie schon. Sei recht gut mit ihr; aber verlieb dich nicht. Mußt nun treu sein, Alfred. Ich auch. Ich gelob' es!"

Sie hob die Hände zum Schwur und sah ihn mit seliger, feierlicher, heiliger Liebe an.

Albertine trat in die Vorhalle, ihre Augen waren feucht; sie schaute von einem zum andern und lächelte in tiefem Ernst. „Was soll ich da sagen?" fing sie an. „Lieber, guter Alfred. Wir kennen uns noch wenig, nicht wahr. Sie sind wie Julius Cäsar gekommen — ‚ich kam, sah und siegte' — so heißt es ja wohl. So weit ich die Welt verstehe, soll es ja eigentlich nicht so sein! Und zu jedem andern, der so in diese Villa hereinbräche, würde ich wohl sagen: komm wieder, wenn du älter bist und du dann noch Lust hast; jetzt laß uns in Ruh! — Denn unser einziges Mädel da —"

„Ich habe mein Herz tief und schwer geprüft," unterbrach Alfred sie mit jugendlich treuherzigem, aber heiligem Ernst.

„Und er ist ein Eckard!" setzte die evakluge Ina hinzu.

„Freilich, freilich, ein Eckard; das sagte ich mir auch gleich in der ersten Stunde, Sie schauen ja so Eckardsch aus. Eine gute Rasse! Und ich habe mir diese Tage manches Mal gesagt: von den jungen Leuten von heute, die ich kenne, hat wohl keiner ein so unverdorbenes, gutes, redliches Gesicht! — Sie

sehn, ich hab' ein starkes Vertrauen. Ich will alles sagen: so wie ich Sie zu kennen meine, wünsche ich unsrer Ina keinen besseren Mann. Wäre ich ihre rechte Mutter und kein Vater mehr da, so würd' ich sagen: denkt, daß ihr zueinander gehört, doch noch nicht gebunden; lernt euch weiter kennen, schreibt euch Briefe — aber ‚Sie', noch nicht Du — seht euch wieder, so oft es sich fügt; und wenn es euer innerster Wille, eure Bestimmung ist, wird sie sich erfüllen!"

Alfred ergriff Albertinens rechte Hand, neigte sich darüber und küßte sie. „O wie dank' ich Ihnen!"

„Ja, aber daß ich es zu Ende spreche: ich bin Tante Tine. Der Vater hat mir sozusagen die Mutterrechte über Ina gegeben, aber er hat das letzte Wort. Ich kann nur versprechen, so zu ihm zu reden, wie ich's heute tue; ihm zu sagen: versuch' es! laß sie es versuchen! — Sie sind heute abend noch unser lieber Gast, fahren morgen zu Ihrem Onkel zurück; der, wie ich ihn kenne, wird ganz meines Sinnes und mit euch beiden, mit seinem Alfred und seiner Ina, herzensglücklich sein. Wie es mit Vater Weißdorn wird, das erfahren Sie! Und nun laßt mir eine Stunde Ruhe auf dem Sofa; all die Mundarten und dann diese Katastrophe, das war für meinen alten Kopf doch ein bißchen viel. Er ist wirr und — — Das tut aber nichts. Ich will auch wie der Eckard sein, ich will glücklich sein. Auf Wiedersehen beim Abendessen!"

Sie nickte und lächelte den beiden Liebenden zu und ging aus der Tür.

Ina nickte ihrem Alfred zu: „Sei nur ruhig.

Wenn sie dem Vater so recht weise sagt: versuch' es, wird er's auch versuchen! — Nun muß ich dir aber noch etwas sagen, du; es drückt mir das Herz ab, es will heraus. Wird's dich sehr erschrecken? Ach, du denkst wohl, die Ina, mit ihren achtzehn Jahren, hat noch nie geliebt; ihr Herz war ein leeres Blatt, nun steht ‚Alfred Eckard' drauf. Armer, süßer Mann. Setz dich wieder hin, hör zu!"

Sie tat einen tiefen, langen Atemzug; dann erzählte sie ihm die Geschichte, wie Ina Weißdorn ihr blindes Herz an Ottokar Dolberg verlor.

Zuweilen hörte sie, während sie so beichtete, einen Atemzug sich gegenüber, der noch tiefer, noch länger war. Alfred saß aber wie ein Mann, fast wie eine Bildsäule da. „Was denkst du nun, du ernstes Gesicht?" fragte sie am Ende. „O du mein Geliebter, laß mich noch was sagen. Vier Tage ist es her — eine Minute, eh' du mit den andern kamst — da stand ich neben Wölfchen und dachte: von Ottokar Dolberg loskommen, ja, das konnt' ich wohl; kann ihn nie vergessen! Und nun — könntest du in mich sehn: wie mir ist. Es gibt nur noch dich. Du bist wie ein Schiff übers Meer gekommen, ich bin eingestiegen und fahre nun so in die Welt. Und was einst war, das ist ganz versunken!"

Sie trat an ihn heran, da er gar nichts sagte. „Wird es dir doch so schwer? Tut's so weh?"

„O ja," sagte er, „weh tut's wohl. Aber ich saß hier eben und dachte: wenn es mir ebenso ergangen wäre wie ihr, wär' mir dann nicht besser? Wenn ich mein Herz auch einmal ganz hingegeben hätte, statt als

Schmetterling durch die Welt zu ziehn? Ich hab' es so erbärmlich anders gemacht. Oft, oft verliebt, aber nie genug; — so daß ich heute früh auf dem Mönchsberg saß und dachte: vielleicht hab' ich kein richtiges Herz? vielleicht ist auch alles, was ich für Ina fühle, nur ein Schattenspiel? Und in dieser Not floh ich her. Nun weiß ich, wie es ist. Selig wie ein Erlöster, selig wie ein Gott. Aber eh' ich dich liebte, hab' ich nie geliebt!"

„O du süßer Mann!" rief sie, mit einem zitternden Lachen. „Das kann ich vergeben!" Und obwohl sie sich gelobt hatte, ihn heute nicht mehr zu küssen, flog sie ihm ans Herz.

Drittes Buch

Karl Weißdorn, dem sein „Leibfeind", der Rheumatismus, schon so viel Lebensglück genommen hatte, fühlte sich nie so wenig geplagt wie in diesem letzten Berchtesgadener Sommer und Herbst; und als ihn der Münchener Winter wieder zum richtigen „Rheumatismus-Invaliden" gemacht hatte, faßte er endlich neben seinem großen Zorn auch eine große Hoffnung: Berchtesgaden kann mir vielleicht auch im W i n t e r helfen! Schon Ende Februar übersiedelte er in die weiße Villa, mit Familie und Dienerschaft, und freute sich der guten Kachelöfen, die er darin gesetzt hatte, der Bücher, die er vorfand und mitbrachte, der schneebedeckten Berge und des oft heiteren, kaltblauen, wie aus feinstem Stahl geschmiedeten, gesundheitspendenden Himmels. Ob ihm nun einstweilen der G l a u b e half, oder der milder gewordene Winter, oder ein wirklicher heimlicher Segen Berchtesgadens, oder was sonst: er fühlte sich bald wieder freier, gesünder, ging wie in besseren Jahren umher; „ich brauche meine Tapferkeit nicht zu strapazieren," sagte er vergnügt. Unterdessen saß seine Tochter Ina oben in ihrem gleichfalls schöngewärmten Zimmer und schrieb lange Briefe an Herrn Alfred Eckard am Rhein oder im Schwarz-

wald, mit dem ihr vorgeschriebenen „Sie" und so- zusagen auf Kündigung; denn Vater Weißdorn hatte sich nach vielem Stirnrunzeln und vielem Zureden nur unter der Bedingung gefügt, daß von Verlobung noch keine Rede und die ganze Sache eine Prüfung sei, die ebensogut mit friedlicher Trennung wie mit Vereinigung enden könne.

Das hinderte freilich nicht, daß der Tag heranrückte, auf den die Tochter sich sehnsüchtig freute und vor dem der Vater sich mißmutig fürchtete: der Wieder- sehenstag, den die Osterferien brachten, der fünfzehnte März; denn für Alfred, den „Studenten" — wenn er auch jetzt auf seine eigene Faust studierte — galt das akademische Jahr. Ina ging schon den vierzehnten vom frühen Morgen an wie eine Nachtwandlerin herum, verträumt, entrückt, oder „im Dusel", wie Weißdorn es nannte; wie ein Kind vor Heiligabend!. dachte Albertine. Heut ist sie zu nichts zu brauchen! brummte der Vater; heut bin ich im Himmel! sang's in Inas Kopf. Den Brief, der sein Kommen gemeldet hatte, trug sie auf dem Herzen; wo sie sich allein sah, zog sie ihn hervor, las ihn wieder und küßte ihn. Dann zog sie aber auch sein Bild hervor, das ebendaselbst seinen Tempel hatte, sah es wie noch nie gesehen an und drückte es an den Mund, mit ungeduldig er- wartungsvoller Seligkeit „Alfred, Alfred!" seufzend.

„Daß sie sich im Lauf des Winters auseinander- schreiben würden, ist nicht eingetroffen," sagte Weiß- dorn zu Albertine, als er mit ihr am Morgen des fünf- zehnten März im Wohnzimmer saß; „und es ist zwischen

so verrückten Leuten doch schon oft geschehn! Diese langen Briefe, da versteht man sich jede Nas' lang falsch; dann beklagt man sich: o wie konntest du mir das schreiben! o wie konnt'st du das! Dann verteidigt und rechtfertigt sich der andre in Grund und Boden hinein, weil er in seiner ‚Unschuld' bitter und natürlich sogleich wieder mißverstanden wird; und so wird es allmählich ein Rattenkönig und zwei Nervensysteme überspannen sich, zwei schöne Seelen veruneinen sich. Wie gut hätt' es so kommen können. Mein Rheumatismus hat sich ja gebessert, aber diese Freude ist mir nicht geworden!"

Er blies aus seiner großen Zigarre mächtige Rauchwolken in die schon etwas bläuliche Luft.

Albertine schüttelte langsam den Kopf. „Was du eigentlich gegen Alfred Eckard hast — ich versteh' es nicht. Einen halben Tag hast du ihn gesehn! Daß er ein guter und besondrer Mensch ist, das steht doch auf seinem Gesicht; auch wenn's dein alter Freund Eckard nicht gesagt hätte, der über diese gegenseitige Verliebung —"

„So glücklich ist," sprach Weißdorn zu Ende. „Ich bin's nicht! — Hab' ich nicht drei, vier von seinen Laken, seinen Briefen mein' ich, an Ina gelesen? Wortschwall —"

„Wie halt Verliebte schreiben —"

„Überschwenglichkeiten —"

„Mein Gott, die Jugend!"

„Aber das Schneidige, das Deftige, das Kraftvolle, das Markige, kurz, das Männliche fehlt mir —"

„Ach du lieber Gott!"

„Ein Femininum ist Ina selbst! Wenn es schon eine Tochter sein mußte, die braucht einen Mann. Aber dieser weiche Schwärmer — mit seiner Vertiefung in die deutsche Volksseele — er will die Mücken denken hören. Er zerfasert seine Nerven, überfeinert sie, zerfühlt und zergrübelt sie. Er mag ein geschätzter Spintisierer werden, vielleicht auch Professor an einer deutschen Universität, aber nie ein Mann!"

Albertine wollte etwas erwidern, sie sah aber Ina kommen und schwieg. Das Mädchen ging langsam wie auf schweren Füßen; oder als wollte sie auch so schleichen wie die langweiligen, schleppenden Minuten. Hier so warten, warten, statt ihm zum Bahnhof entgegenzufliegen, ihn dort zu empfangen! Aber „das schickt sich nicht", hatte die väterliche Weisheit gesagt. „Seid ihr denn Verlobte?" — Ja, ich bin seine Verlobte! dachte sie gegen den Vater hin, mit nun bald neunzehnjährigem Trotz. Ja, ich bin ihm inwendig angetraut. Ich bin ihm vermählt. Ich weiß sehr gut, was ich bin!

Sie trat an die Glastür zur Vorhalle und starrte auf den Hohen Göll und dessen ganze Bergfamilie hinaus, die schneekalt hereingrüßte. Plötzlich schob sich etwas Dunkles davor. Ein Aufschrei entfuhr ihr; in diesem Augenblick hatte sie Alfred nicht erwartet. Da stand er; er riß sich den Hut vom Kopf und öffnete die Tür. Im Wintermantel, wie sie ihn noch nie gesehn, mit frostbläulichen Wangen kam er auf sie zu, hob die Hände, als wollte er sie umarmen; nun sah er

aber Vater Weißdorn und ergriff nur ihre zitternde Hand. „Fräulein Ina!“ sagte er, erregt, halbbefangen lächelnd. „Da bin ich! Nach so vielen —“

Er ging zum Vater, zur Tante, sie hatten sich erhoben, und begrüßte sie. „Woher so blaß?“ fragte Weißdorn, nachdem er ihm gastfreundlich zugenickt und ihn willkommen geheißen hatte. „Wohl die lange Fahrt?“

„Ja; von Basel her. In der Nacht fast kein Auge zu —“

„Können Sie nicht schlafen?“

„Sonst, o und wie! Aber diesmal — die Unruhe, die Erwartung, die —“

Dir, du alter Mann, kann ich das nicht so sagen, ging durch Alfreds übermüdetes Hirn. Wär' ich doch mit Ina allein!

Ina stand und betrachtete ihn. Sie hatte ihn sich etwas größer gedacht; in ihrer Erinnerung, in den langen Monaten, war er wohl gewachsen. Mit der Frostfarbe im Gesicht war er auch nicht so schön wie in jenen himmlischen Tagen, wie auf seinem Bild. Seiner Stimme fehlte der warme, liebe Klang; der Arme! so reisematt. Darum strahlten auch die Augen nicht. Ach, das kommt ja alles. Sich nur freuen und ihm Freude machen! — Sie trat vor ihn hin und schaute ihm so liebreich in die Augen, wie sie irgend durfte. „Ich bin froh!“ sagte sie so recht von Herzen. „Das Briefeschreiben — ich hatte es schon so satt. Grade so wie Sie. Wir sollen uns kennen lernen, sagt Vater; o wie wollen wir das nun tun. Sie werden

sich wundern, wie schön Berchtesgaden auch im Winter ist. Ich führe Sie herum, ich zeige Ihnen die ganze Welt —"

„Entführ' ihn nur nicht gar!" nahm Weißdorn das Wort, etwas unfrisch lächelnd; „und dich selber mit! — Na ja, natürlich, auch kennen lernen; das ist zugegeben. Und das gedeiht nicht, wenn Dritte und Vierte dabei sind; versteht sich. Ich vertraue meiner Tochter und vertraue dem Neffen, dem ‚Sohn' meines alten Freundes, daß sie diese Freiheit nicht mißbrauchen werden. Sie bewohnen Ihr altes Zimmer, Herr Eckard. Ina hat Ihnen Blumen hineingestellt; sie kann Sie jetzt hinaufführen; ist mir alles recht. Mehr können Sie nicht verlangen, nicht wahr; mehr kann ein Vater nicht tun. Nur das eine vergessen Sie nie: ich habe Ihnen mein Kind noch nicht gegeben. Ob Sie es sich verdienen werden, das ist Ihre Sache. Dieser Frau, der Tante Tine, verdanken Sie, daß ich mich auf diesen Versuch, diese Probe überhaupt eingelassen habe. Wie sie ausfällt, weiß noch kein Mensch!"

Alfred griff nach Weißdorns Hand, die sich gutwillig nehmen ließ: „Ich habe Ihnen von ganzem Herzen zu danken; o glauben Sie, ich tu' es. Wie ich in meinen Briefen schrieb — ich werde — ich will —"

„Schon gut! — Sie haben noch immer den Mantel an. Und Ina will Ihnen oben die Blumen zeigen. Also beim Mittagessen sehen wir uns wieder!"

Alfred verneigte sich. Er blickte in Tante Albertinens gute, kluge Augen; sie lächelten ihm zu. Sie

hatten dem Vater das Reden überlassen. Er wußte aber, wie gut ihr Herz es ihm meinte; er bückte sich auf ihre Hand und küßte sie.

Endlich stand er dann in seinem Zimmer, mit Ina allein. Ihn dufteten die Sträuße an, mit denen sie seinen Schreibtisch, sein Fenster, sein Nachtkästchen geschmückt hatte. Ihn grüßten ihre Augen, voll Liebe. Er staunte, wie schön sie war; nicht voller, eher schlanker und magerer als im Herbst — wohl der Sehnsucht Werk — aber noch mehr Geist und Seele in den weichen Zügen. Er zog sie in seine Arme, tiefverwundert über so viel Glück. Sie umschlang ihn auch; so standen sie lange, Mund auf Mund.

„Nun zieh' ich dir aber den Mantel aus," sagte sie dann und lächelte mütterlich. Er war aber geschwinder, er tat es selbst. „Ei," rief sie, „so fix! Und bist doch so müde. Gar nicht geschlafen hat der Bub! Man sieht dir's an, du. So blasse Augen. Und die matte Stimme. Ich hatte mir's anders gedacht ... Aber das war wohl recht dumm!"

Er seufzte, etwas beklommen: „Hattest dir's so viel schöner gedacht? — Ja, da hab' ich's nun. Ein schlaffer Kerl, den so eine Reise schon invalid macht. Ich hatte mich bis zum letzten Augenblick abgehetzt, gearbeitet, geschrieben ... Hast du mich nun nicht mehr so lieb?"

„O pfui!" Sie schlug nach seiner Hand. „Wie kannst du so reden! — Sag mir nie so was. Schreib auch nie so was; in deinen Briefen kam das viel zu oft, das Grübeln, das Zweifeln, ob ich dir noch gut

bin. Und dieses Unzufriedensein mit dir selbst, dies dich klein und schlecht machen, das kann ich nicht leiden. Glaub an dich! so wie ich es tue!"

Sie umschlang ihn wieder und küßte ihn.

„Ach ja," sagte er, „du hast recht. Ich bin zu oft bald oben, bald unten: bis im Himmel, vor Selbstvertrauen, und dann nichts als Kleinmut. So dachte ich diesen Winter manchmal: mein Weg ist ein Holzweg! wohin ich will, dahin komm' ich nicht! Und den andern Tag, da fühlte ich wieder: ich hab' recht geahnt; in den lebendigen Menschen find' ich, was ich suche!"

„Na, dann bleib auch bei dem Gefühl, du dummer Bub. — Verzeih: du Entdecker, du Kolumbus! wollte ich sagen. — Und alles, was du aufgeschrieben, hast du mitgebracht?"

Er nickte, nun ganz Freude, Glück: „O ja; alles — viel! Das meiste aus Westfalen und Kurhessen; da findest du noch Menschen, sag' ich dir — — Aber im Schwarzwald und da herum auch; hab' dir so viel, so viel zu erzählen. O ja, du, ich glaube, in die stillen, einsamen Menschen einzudringen —"

„Hast du Geschick, Talent, Beruf," fiel sie ihm ins Wort. „Ja, das glaub' ich auch. Jag du nur immer den Kleinmut weg! Wüßte ich, wo er in dir sitzt, ich wollt' ihn wohl kriegen! — Nach Tisch gibst du mir deine ‚Akten', deine Reisetagebücher; wie freu' ich mich. Darin les' ich dann, während du hier wie ein Alter auf dem Sofa liegst und schläfst; denn nachschlafen mußt du."

„O du Mütterchen! — Und du bist *selber* blaß; nun seh' ich's erst recht."

„Ach, was du wohl siehst. Du —"

Sie strafte ihn durch einen Kuß. Der ward aber nicht lang, es klopfte; sie fuhr zurück. „Ah, da kommt Ihr *Koffer*!"

* * *

Selige Tage folgten nun, zehn oder elf. Der Winter zeigte sein schönstes Gesicht; nach starken Schneefällen und weichem Tauen war die Erde wieder fest, die Luft hart, windstill, belebend und das Gewölbe über dem Gebirg saphirblau geworden. Ina hielt ihr Wort, sie führte ihren „Menschenforscher" Alfred weit und breit umher; sie schwelgten in dieser Freiheit, die ihnen zuerst wie ein Märchen war, mit kindlicher Lust. Auf den Landstraßen schlendernd, einen lachenden Himmel über sich, den andern in der Brust, fühlten sie sich wohl wie Prinz und Prinzessin, die in ihrem unbegrenzten Park stolzieren; oder auch wie Grimmsche Märchenkinder, die sich durch die Welt träumen, einerlei wohin. Oder sie wanderten in einer einsamen Schlucht bergan, mit dem ehrbaren Vorsatz, sich im Italienischen zu üben, das sie beide lernten; aber die menschenleere Stille machte sie zu „Lumpen", wie sie selbst sich nannten, und italienisch sprechend, deutsch busserlnd stiegen sie zum Himmel hinauf. Dann saßen sie oben auf einer Bank in der Sonne, weit ins Land und nach der „Heimat", der fernen weißen Villa schauend; und liefen, wenn die Eßstunde rief, auf dem glatten

Weg Hand in Hand hinunter. Sie gingen auch einmal an der schönen blauen, rauschenden Königsseer Ache scheinbar erzürnt auseinander, kannten sich nicht mehr; an einer hölzernen Brücke fanden sie sich wieder und versöhnten sich ... Allmählich etwas „solider" geworden, arbeiteten sie morgens zu Hause, jeder für sich, und wanderten nur am Nachmittag; dann examinierte sie ihn wohl, in „Geschichte", während sie am Berghang schlenderten, und für je drei gute Antworten gab sie einen Kuß. Auf eine Wiese, an der ein unbewohntes Häuschen stand, schien einmal die Mittagssonne so warm, als wäre schon der Frühling da; sie lagerten sich im Gras, in des Geliebten Arm schlief das Mädchen ein. Alfred saß so regungslos still, als hätte er ein Gelübde im Märchen zu erfüllen; mit einer süßen, dann mehr und mehr feierlichen Andacht betrachtete er das holde Bild, seinen Schatz, das ihm anvertraute, ihm hingegebene, ihm heilige Kleinod. Ja, ja, fühlte er, du bist meine Braut, du bist es schon. Ohne dich, wie sollt' ich leben? Du wirst meine Frau!

Ergingen sie sich doch auch oft, zumal wenn die Abendstimmung über die Erde und ihre jungen Seelen kam, in ernstesten Gesprächen; teilte sie doch alles mit ihm, seine Forschungen, sein Denken, sein Fühlen. Alfreds Gemüt war fromm, schon als Knabe hatte er sich sein ganz persönliches Verhältnis zu seinem Schöpfer und Weltvater geschaffen, in einem eigenen Vaterunser in Worte gebracht. Dieses Verhältnis war dann mit ihm gewachsen und gereift; philosophische Studien hatten es vertieft, geläutert; es blieb ihm

aber der Hafen, zu dem jedes Erlebnis, jedes Schicksal führte. Auch in den Hafen zog Ina mit. Sie versuchte auch zu Platon und Spinoza zu kommen; erschrocken blieb sie dann aber vor dem „undurchdringlichen Wortgewimmel" stehn. Sie versparte sich das Durchbrechen dieser Dornenhecke, hinter der die Wahrheit schlief, auf klügere Zeit. Nur verlangte sie schon: „Du sollst mich später nicht deine kleine Frau nennen, sondern deine kleine Substanz!" Und als er sie mit Platons „Ideen" der Dinge bekannt machte, mußte er ihr zugeben: „Wudile (ihr geliebter Hund) kommt der Idee des Hundes gleich!"

So glückselige Tage nehmen ein Ende; das ist wie ein Gesetz. In Alfred, in dem sich so verschiedene Elemente mischten, erwachte fast plötzlich, überraschend, zuerst unbegreiflich, eine seelische Ermüdung, Ermattung, die bis zu einem kranken Überdruß wuchs; sie wuchs zugleich mit einem schwülen, die Nerven umklammernden Frühlingswetter, das von Süden über die Berge zog. Vor Tische war er noch mit Ina am Lockstein aufwärts gegangen, übermütig lustig beide; am Nachmittag hatten sie, auf der sogenannten Kanzel sitzend, sich in die Zukunft, die Heirat vertieft und sie ihm „vergeben", daß er sie um ihre früheren Pläne, Lehrerinnenexamen und pädagogisches Wirken, gebracht. Sie hatte es so hold, so süß, mit der Heiterkeit der Liebe getan. Dennoch, nach dem Nachtmahl, als Vater Weißdorn sich auf sein Zimmer zurückzog — das hatte er sich angewöhnt — und das Paar noch mit Albertine beisammen saß, überkam ihn eine sonder-

bare Schwermut, ohne jeden Anlaß. Ebenso grundlose Mißgefühle durchschwülten ihn; auf dies und das Wort von Ina antwortete er unfroh, unhold — bis sie ihm tiefverwundert in die Augen sah und ihre Blicke ihm wie bange Fragen ins Herz gingen. Er wollte sich ändern und konnte nicht; in ihm war es wie ein Einschlafen, Erstarren, Erfrieren, das sich nur fühlen, nicht bezwingen ließ. Zuletzt vermochte er nichts, als aufzustehn, von großer Müdigkeit und Abspannung zu sprechen; auch ein Wort der Entschuldigung, zu Ina, weil er sie gekränkt, wollte er noch sagen, er brachte es aber nicht heraus. Er sagte Gutenacht und ging.

Auf seinem Zimmer angekommen, zu seiner Befreiung allein, setzte er sich aufs Bett, blickte in sich hinein wie in einen Abgrund: was war ihm geschehn? War er nicht eben vor Ina geflohn? vor derselben Ina, die ihn so holdselig, so rührend liebte? War er wirklich nur abgespannt, erschöpft — ohne erkennbaren Grund — oder war der große „Katzenjammer" gekommen, vor dem Tante Tine das Mädchen neulich wie vor einem fast unausbleiblichen Rückschlag prophezeiend gewarnt hatte? — Müde? dachte er, und seine Gefühle, seine Gedanken überstürzten sich. Bin ich nicht I n a s müde? — Eine Reihe von so schönen Tagen vertrag' ich halt nicht! — Zu viel Weiblichkeit! — Und zu jung bin ich! — Mehr allein sein, mehr arbeiten, mehr in hartes Holz schneiden. Abreisen möcht' ich! Weit fort! — Sie ist ein Engel — aber ich mag nicht mehr. Der Katzenjammer, der Kater ist da! — Pfui, was für Worte! O Gott, das zu denken!

Er ging schlafen und entschlief auch endlich; früh trieb es ihn aber wieder aus dem Bett und hinaus. Mit seinen Aufzeichnungen aus den Schwarzwaldwochen, die er ausarbeiten und formen wollte, stieg er auf den Lockstein hinauf; hier ward ihm zumut wie in Gottesnähe, er „betete" nach seiner Weise, dem Unnahbaren sein Herz bekennend, sich zur Klarheit hinsprechend. Die Aufrichtigkeit, die unbegrenzte, zu der er sich erzogen und gehärtet hatte, gab ihm endlich ein, so jung war er noch: verschweig ihr nichts! Sag der Ina alles, erklär' es ihr, so lieb wie du kannst! — Er kam wieder hinunter, zur Villa. Auf der Terrasse vor der Vorhalle ging Ina langsam auf und ab, blaß, in sich versunken; sie hatte lange gewacht, mit Ahnung und Kummer. Wohl noch blasser als sie trat er ihr entgegen: „Ina!" sagte er leise. „Was denkst du nun wohl von mir? Es war gestern kein guter Tag. Ich möchte mit dir reden, Ina —"

Sie zuckte; er verstummte. „Ja, ja, gehn wir, gehn wir," erwiderte sie ruhig, schaute ihn aber in tiefer Bangigkeit an. „Wo willst du —? Wo gehn wir hin?"

Sie sah umher; nun sah sie den Vater, den beide nicht bemerkt hatten, der in der Vorhalle stand, ohne Hut. Es schien, er war eben herausgetreten; seine halbverdeckten Augen ruhten auf dem Paar, gingen hin und her, die bleichen, traurigen Gesichter betrachtend. Eine versteckte Freude lag in seinen Blicken, so erschien es beiden; als ahne er, wie es stand, und hoffe auf ein Ende nach seinem Sinn. Alfred zog

grüßend den Hut. „Guten Morgen," sagte Weißdorn gemütlich, wie wenn er nur dastünde, um aufs Wetter zu schauen, und deutete auf die Wolken hin. „Das gibt einen warmen Sciroccotag; der Frühling will kommen. — Ihr habt euch was zu sagen; wie? Ich will nicht stören!"

Er trat wieder ins Haus zurück; noch einmal etwas wie Freude in den Augenwinkeln.

Den jungen Menschen ward noch schwerer und gedrückter ums Herz. „Ja, wohin?" fragte Alfred leise, verfinstert. „Kannst du für eine Viertelstunde mit mir in mein Zimmer gehn?" — Ina nickte stumm. Sie gingen hinein und die Treppe hinauf. Als sie in seinem Zimmer standen, lächelte Ina so schmerzlich, so ernst, daß es ihn schüttelte. Sie suchte ihre Worte, sie wollte nichts Pathetisches sagen. „Ich glaub', du hast dir den Magen an mir verdorben," sagte sie dann endlich.

„Das wäre sehr traurig," erwiderte Alfred, dem auch die rechten Worte nicht kommen wollten. „Zu viel gegessen hab' ich dich vielleicht."

Darauf entgegnete sie nichts; sie brach in bitteres Weinen aus.

Alfred stand trostlos erschüttert da, mochte sich nicht rühren. Ina setzte sich; sie trocknete sich die Tränen weg, saß nun wie ein Bild der Trauer da, von einer andern Art von Schönheit verklärt, daß das Herz ihm stillstand. Sie blieben eine Weile stumm. „Ich war auf dem Lockstein," fing er endlich an. „Da habe ich mir gelobt, dir alles zu sagen — was mich so unglücklich macht —"

„Und mich," hauchte sie.

„Ich war vielleicht zu verliebt —"

„Und bist es nun nicht mehr."

„Ich weiß nicht, was ich bin! Ich weiß nicht, ist es nur ein Stimmungsumschlag — der vorübergeht? Oder war ich bisher nur verliebt in dich und muß nun erst lernen, dich wirklich lieb zu haben? Oder — kann ich's nicht?"

Sie legte eine Hand auf ihr Herz.

Es überschauerte ihn. „Ich tue dir so weh. — Aber wie weh mir selber ist, kannst du dir wohl denken. — O warum weiß der Mensch nicht, was er wirklich ist! Ich möchte in mich hineinschauen, und da ist nur tiefe Nacht. Wenn du nun so dasitzest, so furchtbar traurig — so engelhaft — so lieb' ich dich wieder mehr; kann mich gar nicht verstehn, kann mich gar nicht fassen. — Rächt sich jetzt mein vieles Liebeln dadurch, daß ich diesen Engel nicht recht lieben kann? — Oder kann es noch kommen? — Sag!"

„Ich? Was kann ich sagen?"

„O daß du an mich gekommen bist; so einen halben Menschen. Der dein großes Herz —"

Sie stand auf, schüttelte die Hand, verwehrte ihm das Reden. „Sag mir nichts so Böses von dir und mach mich nicht groß! — Mir ist wohl zum Sterben jetzt; aber daß ich dich so lieb habe, das tut mir nicht weh, das bereu' ich nicht. Ist ja wohl schon oft auf der Welt geschehn, daß dem einen die Liebe kam und dem andern verging —"

„Ina!" rief er aus. „Sie kann wiederkommen! —

Wenn du so süß zu mir sprichst — sie rührt sich ja. Es ist wahr, todtraurig bin ich — kann nicht sagen, warum, woher — aber ich möchte dich anschauen, immerfort. Und ich denke mir eben — nur lach nicht drüber —"

Er wartete und schwieg. „Nein," sagte sie, „ich lache nicht."

„Wenn wir von vorn wieder anfangen könnten!"

Sie sah ernst vor sich hin und nickte dann. „Warum kann man das nicht? — Wenn du willst, ich kann's. So lange du nicht von mir läßt, lass' ich doch nicht von dir! — — Ach, wie stehst du da; ja, todtraurig — so siehst du aus. Tust mir gar so leid. Sollst dich nicht so kränken; um mich nicht: ich hab' Kraft, ich hab' Mut. Und wenn du von vorn wieder anfangen willst — o wenn das dein Ernst wäre —"

Er nickte, mit feuchtem Blick.

„Was wäre dann verloren? Noch nichts!"

„Ach, es gibt ja kein zweites Mädchen wie dich," sagte er gerührt; er fühlte aber noch immer einen ehernen Reif um die Brust. „Ja, Gott stehe uns bei! Er helf' uns auf den rechten Weg! — — Freilich, auch dann — — es ist ein langer Weg. Wer bin ich jetzt? Wann werd' ich mehr? Daß ich dich heiraten und —"

„Wenn wir uns lieb haben," fiel sie ihm ins Wort, „kann uns nichts geschehn." Sie atmete tief; „aber das tut not! — — Ach, die Tante ruft. Ich muß fort. Es ist vielleicht auch besser so. Sag mir heut nichts mehr. Beschlaf's!"

Sie grüßte ihn an der Tür noch mit einem traurig hoffend liebevollen Blick; dann war sie hinaus.

* * *

Der Tag ging so hin, geselliger als sonst, da Besuche kamen; darauf einsames Arbeiten, dumpfes Dämmern in Alfreds ermüdetem Gehirn; nachts unruhiger Schlaf. Am Morgen lag er dann wieder mit schwerem Kopf, melancholisch da; der Scirocco schien in seinem Gemüt zu wehen und zu brüten; durch das gestrige Gespräch befreit, erlöst fühlte er sich nicht. Er brauchte aber diesmal nicht den Lockstein zu ersteigen, um in die Gottesnähe zu kommen; der Traum tauchte ihm wieder auf, den er gegen Morgen geträumt hatte: Ina, mit dem süß traurigen Gesicht von gestern, stand als Engel unter bereiften Bäumen, Flügel an den Schultern, schaute ihn an und danach zu den hohen Wipfeln hinauf. Ja, sagte er zu sich, wie nun voll erwachend, du hast deine Religion, deine eigene; nun zeige, was die kann! Und ganz zu der höheren Macht gewendet, in jugendlichem Selbstvergessen, dachte er dann weiter: Der „Wille Gottes", so weit ich ihn fassen kann, ist: möglichst hohes Glück der Menschheit. Daß gerade ich glücklich bin, darauf kommt's nicht an! Aber glücklich machen kann ich! Und das wird auch „Wille Gottes" sein. Ich werde sterben, und wen ich erfreue, auch der wird sterben, und wieder andre werden sich freuen; nur Gott besteht und sein Wille, daß Glück in die Herzen komme! Ich habe schon so viel Glück gehabt, daß ich nur einen Teil

davon Gott vergelten kann, indem ich andere glücklich mache. Und meine „Nächste" dazu ist Ina! Sie glücklich zu machen, ja, das sei mein Streben!

Er fühlte auf einmal die Kraft dazu. Er stärkte sie in seiner Art von Gebet. Das Glück, das er geben wollte, kam in seine Seele; so wohl, so erlöst war ihm lange nicht. Er stand auf, badete, kleidete sich an; er sah sich im Spiegel, seine Augen leuchteten, seine Lippen lächelten; ihm war, als lächelte der ganze Mensch. Sehnsucht nach Ina ergriff ihn, eine selige; das Herz voll Liebe — ja, Liebe, nicht Verliebtheit. Die Liebe, die nicht Glück begehrt, sondern geben will. Er hatte sie. Er schaute empor, wie zu seinem Gott. „O wie dank' ich dir! Ja, du, du führst den rechten Weg. Der führt über das Opfer des Glücks zum wahren, zum höchsten Glück!"

Er kam hinunter, Albertine stand auf dem Vorplatz; „wo ist Ina?" fragte er nach dem Morgengruß. „Im Garten wird sie sein," antwortete sie; „ihr Kopf ist nicht gut. Aber du? Dein Frühstück? Du hast noch nicht —"

Er sagte nur mit der Hand: das kann warten! und ging rasch hinaus. Seine Augen suchten. Da er sie nirgends sah, dachte er an die Laube am Ende des Gartens, in der sie so gerne saß, wenn sie einmal so recht mit sich allein sein wollte. Er schritt leiser fort; ja, da drinnen saß sie, in ein wärmendes Tuch gehüllt, den Kopf aufgestützt. Er trat ein und kniete nieder; das hatte er bisher nur einmal und im Scherz getan. „Ina," sagte er, „kannst du mir vergeben? Da bin

ich wieder. Dein Alfred. Ganz, ganz dein Alfred. Reue und Liebe!"

„O was machst du da?" Sie streckte ihre blasse Hand aus, ihn emporzuziehn. „Vor mir knien — nein!"

Er blieb so und sah mit nassen Augen zu ihr hinauf: „Kopfweh; ich hab' dich elend gemacht. Meine Liebe soll dich wieder gesund machen; Liebe, Liebe, Ina! Nicht mehr Verliebtheit, wahre Liebe. Gott und du, ihr habt mir geholfen!"

Er erzählte ihr mit fliegenden Worten den Traum und sein Nachgefühl und wie er sich auf den rechten Weg hingefunden hatte. Nach ihren beiden Händen griff er, drückte sie an seine Brust und küßte sie.

„O mein süßer Bub!" erwiderte sie nur. Sie zog ihn nun endlich doch empor. Rosenröte der Freude stieg ihr in die Wangen; sie legte sich an seine Brust.

„Und du?" fragte er nach einem langen Kuß. „Hast du mich noch ganz so lieb?"

Sie drückte ihren Mund auf seinen, zur Antwort.

„Hatt'st mich immer so lieb?"

Sie sah ihn mit einem ernsten Lächeln an; etwas sonderbar Holdes, Zartes, Schonendes verbreitete sich über das ganze liebliche Gesicht. Erst nach einer Weile schüttelte sie den Kopf: „Nein, mein Bub; doch nicht! In den ersten Tagen — ja, denke dir — da ist mir's wohl ähnlich gegangen wie dir. Du kamst und du warst so anders, als — — ich hatte mir so ein Bild gemacht. Hatte dich wohl zu sehr zum Halbgott gemacht. ‚Katzenjammer' sagtest du. Ja, so etwas hatte ich, Alfred! In den ersten Tagen!"

Er saß wie von Entsetzen versteinert da; an diese Möglichkeit hatte er nicht gedacht. Ein schauerliches Gefühl durchfror ihn: Und ich — großer Gott — in meinen wahnsinnigen Stunden hab' ich mir gar gesagt: hätte sie mich nur nicht so lieb! Und ich ahnte nicht, in welcher Gefahr ich gewesen war, ihre Liebe wirklich zu verlieren!

„Und das hast du mir verschwiegen?" murmelte er endlich.

„Ach du — ich war unglücklich. Hatte dich wohl umgedichtet; — du warst dann aber so lieb, da fand ich mich geschwind zurück. Und mir ist es dann auch so gegangen, wie du nun von dir sagst: bin von der dummen Verliebtheit zum Liebhaben gekommen; bald, Alfred, bald! — Wir haben uns wohl eine Weile beide dumm benommen. Nun siehst du so gescheit aus — als hätt'st du schon den Doktor gemacht ... Ich muß wieder lachen! Ich bin so glücklich. Ich habe schon gedacht, mir Lysol zu kaufen!"

Sie neigte ihr strahlendes, lachendes Antlitz gegen seins, drückte sie zusammen.

„Und du bist nun nicht mehr enttäuscht?" fragte Alfred, während Wange an Wange lag.

„Nein, du mein einziger Bub. Ich glaube, daß du ein großer Professor wirst; und daß wir füreinander bestimmt sind. Und daß wir wohl beide noch eine Kinderkrankheit hatten; Tante Tine wenigstens, die würde das sagen. Unsre Weise, Gute." Sie nahm seinen Kopf zwischen ihre Hände: „Du mein blonder Stolz! — Hab' ich dich nun wieder? — Sag mir

immer alles. Wenn dich wieder etwas verstimmt, das verbirg mir nicht. Ich will alles teilen mit dir!"

„Ja, und ich mit dir. Du bist meine Frau!"

Sie hielten sich umschlungen, völlig weltvergessen; so traten sie in den Laubeneingang, auf den jungen Gesichtern leuchtete all ihr wiedergewonnenes und verklärtes Glück. Nun erschraken sie, als sie auf einem Nebenweg Vater Weißdorn erblickten, der eben stehen blieb und herübersah. Sein graubärtiges, gleichmütiges Gesicht bekam einen enttäuschten, mißgestimmten, beinahe zornigen Ausdruck. Er wandte sich dann mit einer jähen Bewegung ab und ging weiter, als habe er nichts gesehn.

Die beiden traten in die Laube zurück. Alfred zog die Brauen hinunter. „Ich glaube, dein Vater mag mich nicht."

Ina schwieg; darauf sagte sie leise: „Ach, mag er *mich*?" — Sie legte die Arme um Alfred: „Ich dich! Ich dich!"

* * *

Es folgten noch wieder schöne, friedlich holde Tage, bis zu Alfreds Abfahrt in sein einsames, aber menschenreiches Wanderleben. Am vorletzten Tag stiegen sie noch einmal in ihrem geliebten Bergland umher, flüchteten vor einem Schneefall auf der Höhe in ein Bauernhaus, wo sie die Erwachsenen und die Kinder kannten, aßen Milch aus *einer* Schüssel; den beiden eine kindliche Lust und zugleich ein herrlich symbolisches Gefühl. Darauf stiegen sie aber weiter, vom Schnee-

gestöber wie eingehüllt; es war eine Wonne, das Gesicht in der köstlich frischen Flockenluft zu baden, den reinsten Frühling im Herzen. Eine Weile trug er sie auf seinen Turnerarmen, mit dem seligsten Lastgefühl; sie erschien ihm schöner als je, ganz Blüte und Gesundheit, rosig, die braunen Locken vom Schnee umhaucht. Ja, sie so durchs Leben zu tragen! als Kind, Weib, Genossin, Helferin, auf dem Wege Gottes!

Dann kam der Abreisetag, „der Tag des Heldenmuts", wie Ina lächelnd sagte; im Innersten war ihr nicht sehr heldenhaft zumut. Am letzten Abend hatte Alfred im Übermut des Glücks, im Rausch des Geliebtseins, den Anfang von Schillers „Ring des Polykrates" an sie hin gesprochen:

Er stand auf seines Daches Zinnen,
Er schaute mit vergnügten Sinnen
Auf das beherrschte Samos hin.

Als es nun ans Scheiden ging — nach dem Abschiedstrunk, die beiden waren eine Minute allein — sagte Ina, an seinem Halse hängend: „Das beherrschte Samos ist betrunken. Es ist auch gut so, denn sonst — —"

Sie gab ihm aber noch mit der Tante das Geleit zum Bahnhof; das hatte Albertine beim Vater erwirkt. Der Zug stand bereit, Alfred noch vor der Wagentür; die gute Tante Tine ging ein wenig am Zug entlang, als müsse sie die andern Reisenden sehn, Alfred und Ina vereinten sich nochmals in einem langen, innigen Blick. „Weißt du, was ich nun sein werde?" sprach Ina leise. „Ein in der Mitte aus-

einandergeschnittenes Liebespaar! Du lieber Bub, ich hab' dich so lieb; alles Gute, was in mir ist, wird wach bei dem Gedanken an dich. Und wenn jemals ein anständiger Mensch aus mir wird, bist d u viel dran schuld!"

„Das sagst d u m i r?" flüsterte er. „Ich, dem du alles —"

Die letzte Mahnung, einzusteigen, zerschnitt ihm das Wort. Er sprang hinein. Der Zug ging ab. Ina fuhr zusammen. Sie sah ihn noch am Fenster stehn, mit einem warmen Scheideblick aus den edlen Augen; wie wenn sie es nicht fassen könne, daß nun das wirklich geschah, was sie lange gefürchtet, starrte sie hinauf. Erst in diesem Augenblick kamen ihre Tränen.

Alfred schaute zurück, bis ihm sie und alles entschwand. Ja, sagte er lautlos, aber zu ihr, als höre sie ihn noch: jetzt habe ich dich lieb, das hört nie mehr auf! — Ich verdiene sie nicht! — Vater im Himmel, laß mich dir dienen, an mir arbeiten und l i e b e n! Laß mich werden nach deinem Willen; und kämpfen für deinen Willen, gegen das Schlechte in mir und überall! Amen!

* * *

Vater Weißdorns Hoffnung auf völligen Abzug des Rheumatismus fand doch nicht Erfüllung; schon im Herbst, in dem gepriesenen Berchtesgaden, an das er geglaubt hatte, nahm ihn der verhaßte „Racker" wieder in Besitz. Die weiße Villa ward verlassen, vom Dezember an saß er wieder in seiner Münchener Wohnung

und sah auf die Isar und die Anlagen, den Gasteig hinaus, wenn nicht die Eisblumen an seinen Fenstern den Fernblick verwehrten. Seine gute Laune ward leichter brüchig als vordem; nach einer getäuschten großen Hoffnung ist man übler dran, als bevor sich die Hoffnung ins Herz eingeschlichen hatte. Albertine hatte redlich und tüchtig Mitleid mit dem vielgeplagten Riesen; wenn sie auch oft einen richtigen Weißdornschen Zorn auf ihn hatte, daß er sich mit Inas Wahl und Inas Glück nicht befreunden konnte. Darin war er so zäh und fest wie sein Rheumatismus. Er hörte von Zeit zu Zeit, von der Schwester oder von dem Kind, in welcher Gegend Deutschlands oder Österreichs Alfred Eckard „irrte", welchen deutschen Stamm er „mit seinen träumerischen Forschungen beglückte"; „so wird er wohl zehn Jahre irren, wie Odysseus!" das war seine Meinung. „Er irrt sich nur auch. Odysseus kriegte nach zehn Jahren doch noch seine Frau wieder; Eckard junior kriegt seine nicht!"

Es war wieder fast ein Jahr dahin, der März gekommen; Weißdorn saß im Lehnstuhl, eine Decke über die schmerzenden, wärmesüchtigen Beine gebreitet, zu seiner Erheiterung Rauchwolken paffend und in eine Photographie vertieft. Albertine kam herein, in der Hand einen dicken Brief; „soll ich dir etwas vorlesen?" fragte sie. „Von Ina, aus Wien. Reine Seligkeit: die erste Reitstunde. Sie ist ganz verliebt!"

„Verliebt seid ihr immer," brummte Weißdorns Baß. — „Also das große Ziel ist erreicht! — Ihr verzieht sie alle: du mit deiner ewig weiblichen Nachsicht,

der neue Odysseus mit seinen Verschen und Liedchen, in denen er sie anbetet, und dieser Eckard, der ästhetische, mit seiner liebenden Überschätzung, die gar keinen Namen hat! Jetzt hat er sie sich gar nach Wien geholt; soll sich bilden, sagt er. Habe nichts dagegen, Bildung schadet nicht. Aber wie wird sie gebildet? Durch Reitenlernen. ‚Onkel Eckard, mein alter Traum!‘ — ‚Sollst du haben, Kind. Erlaube, holdes Kind, daß ich dir das schenke. Onkels sind dazu da, Träume zu erfüllen!‘ — Und nun lernt sie reiten!"

„Das ist doch auch kein Verbrechen, Karl —"

„Aber was wird aus ihr? Nichts! Euer süßes Mädel — mit dieser ewigen Liebe, die kein Ende nimmt, und dem bandwurmlangen Briefeschreiben und Träumen, und jetzt mit dem Hopp, Hopp, Hussa, Ho! Damit vertrödelt sie ihre besten Jahre — bis sie ein richtiger Halbmensch ist! — Ach, da sieh dir den einmal an; diese Photographie. Die hat mir heute der Gustav geschickt; in Berlin gemacht. Das ist was! Ein Augentrost!"

Albertine betrachtete das Bild und nickte dann. „Eine famose Photographie."

„Ach, wer spricht von der Photographie. Den Kerl meine ich; den Gustav Köhler. Wie sich der entwickelt hat! Mach doch die Augen auf und schau hin! Das ist ein Gesicht; lauter Schneid und Intelligenz, Weltblick und Kraft. Ein Vergnügen, ihn nur anzusehn. Und wenn ich nichts von ihm wüßte, ich sagte mir ja auf den ersten Blick: der macht seinen

Weg!“ Weißdorn hob seine mächtige Stimme: „Das ist halt ein ganzer Kerl! Ein Mann!“

„Ich höre,“ sagte Albertine; sie hielt sich beinahe die Ohren zu. „Das ist halt ein ganzer Kerl. Ich bestreit' es ja nicht! Er wird ja auch als Erfinder gefeiert, märchenhaft bezahlt —“

„Mit vierundzwanzig Jahren!“

„Desto besser. Meinen Segen hat er. Nun könntest du aber doch auch mal Vater sein und dich ein bissel mitfreuen, wenn deine Ina glücklich ist. Ein Unglück ist das ja nicht; eine Schande auch nicht.“

„Ach ja, das Hopp, Hopp! Ich seh's dir an den Augen an: kannst es nicht erwarten, mußt mir vorlesen, was dieses hochstrebende Mädel schreibt. Also — ich bin gespannt, begierig. Leg los!“

Albertine saß am Tisch; sie öffnete den dicken Brief, drei Bogen; aber von Inas größter Schrift in weit getrennten Reihen beschrieben. Sie setzte ihre Brille auf und fing an zu lesen:

„Geliebte Tante Tine!

Heute vormittag erste Reitstunde! (Dreimal unterstrichen.) Arme Tante Tine! Du hast ja keine dunkle Idee, was für ein Paradies das ist, da oben zu sitzen auf einem Pferd. Einen so aufregenden Tag wie den heutigen hab' ich schon lange nicht mehr erlebt. Du, man kann sich's nicht vorstellen; unbeschreiblich schön! Wenn es einen Himmel gäbe, so müßte das Verkehrsmittel der Engel entschieden Reitpferde sein; — da hätten die Menschen dann auch wirklich einen Grund, sich darauf zu freuen. Ich muß

Dir's aber erzählen von Anfang an! Zuerst hat man uns in den Stall geführt, der wunderschön ist; mein Pferd war schon gesattelt und wurde gleich vorgeführt. Es ist riesig lieb, heißt Dollar und ist dunkelbraun, mit schönen, treuen Augen. Du wärst ganz entzückt, wenn Du's sehen würdest! Dann bin ich noch im Stall aufgestiegen und mit einigen theoretischen Lehren ausgestattet worden. Dann läutet's, die Türen werden aufgemacht, und man reitet mit einem Gefühl, ähnlich wie es Napoleon bei seiner Krönung empfunden haben muß, in die Reitschule hinein. Es sind da noch eine Menge andrer Leute geritten, Damen und Herren; aber ich hab' nichts gesehen, ich war vollkommen beschäftigt und ausgefüllt mit mir selbst! Nachdem ich einige Zeit im Schritt geritten war, hat er das Pferd, das er an der Longe hält, für den Anfang angetrieben, und da ist's Trab gelaufen und immer schneller und schneller, so daß mich's hoch in die Höh' geschupft hat. Du, ich sag' dir, man kann sich's gar nicht vorstellen, wie schön das ist! Ich hätt' irgendwen abbusseln mögen, das Pferd oder ihn oder —"

„Oder ihn," unterbrach Weißdorn, mit einem mißlaunigen, verspottenden Lächeln. „Ihr wollt immer busseln!"

„Ich will gar nicht busseln," versetzte Albertine; „ich lese aber zur Erheiterung des Vaters weiter: Er ist nämlich der Reitlehrer —"

„Da haben wir's!" rief Weißdorn.

„Der Reitlehrer, Herr Werner, mit einer sehr krummen Nase, aber nicht jüdisch, einem braunen

Überrock, einem Zylinder, Reithosen, Reitstiefeln, Handschuhen und einer Peitsche. Wenn er mit der Peitsche knallt, springt das Pferd auf, und da muß man ruhig, ganz ruhig bleiben; keinen Finger rühren! Das ist das Schwerste; denn unwillkürlich will man das verlorene Gleichgewicht durch eine Handbewegung wiederherstellen, so wie beim Fallen. Das ist aber streng verboten; wenn man das tut, wird er grob. Er ist überhaupt sehr grob; aber *sehr* lieb —"

„O die Evastochter!"

„Das ist nur unser Lerneifer, unser Feuereifer; ach, du kennst uns nicht!" — Albertine las etwas zornig weiter: „Zum Schluß hab' ich auch schon ruhig bleiben können und er hat mich sehr belobt. Auch Onkel Eckard hat mich belobt; so viel man nach der ersten Stunde sagen kann, hätt' ich Mut und Talent zum Reiten ... Da hörst Du's!"

„Das sagt *Ludwig Eckard*!"

„Der ein guter Reiter ist. — Liebste Tante Tine — so schrieb sie weiter — verzeih, daß ich Dir das alles schreib'; Du darfst mich nicht für eine eitle dumme Gans halten, aber ich bin so glückselig, Du kannst Dir gar nicht denken, wie. Ich hätt' es auch am liebsten allen Leuten auf der Straße erzählt, daß ich jetzt reiten kann! Du, mein Reitkleid ist so schön, den Stoff hab' ich von Onkel Eckards Schwägerin; und einen Zylinder krieg' ich, der wird nach dem Kopfmaß gemacht. Mein Kopf hat so eine Form —"

Albertine zeigte dem Bruder die Zeichnung, die Ina von der Kopfform gemacht hatte; sie sah un-

glaubwürdig absonderlich aus. „Das Reiten," las sie weiter, „ist der einzige Fall, wo meine Magerkeit geschätzt wird; erstens ist das sportsmäßig und zweitens freut sich das Pferd drüber. Und nun muß ich schließen, Dich zum Abschied küssen; und Dir nur noch sagen: ich hab' diesen Brief eben durchgelesen (schreib auch keine Dummheiten, meinte Onkel Eckard) und muß zu meiner Schande offen gestehn, geistreich find' ich ihn nicht. Aber Du verzeihst mir's, nicht wahr; und Du bist nicht bös, daß ich Dir gar nichts von tiefen Seelenstimmungen, sondern nur vom Reiten geschrieben hab'. Eine tiefe Seelenstimmung hab' ich ja doch: daß ich Euch lieb hab', den Vater und Dich!"

Weißdorn lächelte; er versank in sich. Ein Gemisch von Bitterkeit und Wehmut war in diesem Lächeln: so ganz am Schluß kam der Vater auch. „Daß ich Euch lieb hab'" ... Den Vater auch? Hatte sie ihn lieb? Hatten er und sie sich lieb? — Also Reitenlernen, das war nun ihr Glück. Kindliches Geplausch, Geschreibsel ... Und es rührte sich doch so etwas wie Vaterstolz in ihm: wie viel frische, drollige Schneid darin! wie viel Temperament! Für eine kleine Sache — aber wenn einmal größere kämen, vielleicht auch für die! — — Ein Seufzer wollte aus seiner Brust; er hielt ihn noch fest. Sie war nun doch sein einziges Kind! Sie hatte die Tante Tine lieb, hatte den Onkel Eckard lieb. Den Vater? — Das war nur so ein Wort, am Schluß. Nachdem sie sich das Glück, das ihr Eckard schenkte, an Albertine von der Seele geschrieben; und so herzig, so lebensvoll ...

Er war lange still; er hatte ganz vergessen, daß er nicht allein war. Albertine betrachtete ihn, wie man wohl auf einen Schlafenden blickt, in dem Träume seufzen. Woran denkst du, Bruder? hätte sie gern gefragt; sie wagte es aber nicht. So nahe standen sich ihre Seelen nicht. Sie legte endlich Inas Brief auf den Tisch — vielleicht schaute er doch noch hinein! als Vater! — und ging leise hinaus.

Die kluge Frau hatte nicht vorbeigedacht. Sie war noch nicht lange fort, so richtete er sich auf, sah umher; sah den Brief und nahm ihn. Eine Art von Trotz, ein Widerspruch erwachte in ihm: vielleicht hatte ihn die Tine nur gut vorgelesen und es war doch nichts als 'ne Kinderei! — Er las ihn von Anfang an, bis zum Schluß. Nein, nein, „geistreich" war er nicht. Von einer Schriftstellerin war er nicht! Aber Herz war drin. Ein Mensch. Schön verrücktes Feuer: „Und man reitet mit einem Gefühl, ähnlich wie es Napoleon bei seiner Krönung empfunden haben muß, in die Reitschule hinein ..."

Er warf den Brief mit einem Schwung auf den Tisch: „Und 's ist doch mein Kind! Sie hat was von meinem Blut! Da ist Leben, Leben. ‚Wie Napoleon' ... Welches andre Mädel denkt in so einem Augenblick an Napoleon? Laßt die an den Rechten kommen, und sie wird vielleicht noch ganz Karl Weißdorns richtiges Kind!" — Warum mußte sie an den Träumer kommen? Zuerst war es doch ein Tollkopf — dieser Ottokar Dolberg — ein wilder Reiter, ein Kerl wie aus Feuer und Schneid gemacht. Was

fand sie dann an dem blonden Grübler, dem Phantasten, dem Verschenmacher? Reiß' ihr einer den aus der Brust, und — — In dem Brief da, fiel ihm ein, ist nichts von ihm. Und sie doch so selig. Sie kann auch ohne ihn selig sein; na, da sieht man's ja. Es muß nur einer kommen und sie vor dem Träumer retten!

Der Brief war neben die Photographie gefallen; Weißdorn schaute hin. Gustav Köhler! — Ja, ja! So einer. — Na, und wenn so einer, warum nicht der? — Ans Heiraten denkt Gustav Köhler nicht; nein, noch lange nicht; der hat keine Zeit. Hat nicht einmal Zeit, von Berlin nach München zu kommen; ein beinahe ungemütlich rastloser Kerl; seit zwei, drei Jahren hat ihn das Kind nicht gesehn. Wenn sie ihn nun sähe? Wenn sie ihn jetzt, mit diesen ihren gescheiteren Augen, mit diesen Napoleonsgefühlen einmal wiedersähe? — Sollst sie ja nicht heiraten, sprach Weißdorn in Gedanken an den photographierten Gustav hin; das verlang' ich ja nicht! Sollst ihr nur die Augen öffnen, ihr einen richtigen Mann zeigen, Weißdorns Tochter wecken. Ich habe dich in Berlin besucht, weil du verrückter Erfinder nicht kommen wolltest; jetzt hast du was Großes erreicht, jetzt komm!

Er warf seine Decke weg, die Beine mußten kuschen. Er ging zum Schreibtisch, um an Doktor Gustav Köhler zu schreiben: Mach dich bereit, zu kommen, wenn es Zeit ist; du mußt mir helfen!

*   *   *

Der Reitschulkursus war abgelaufen, Inas „Urlaub“ auch; sie nahm von dem liebreichen Onkel Eckard gerührten Abschied und fuhr nach München zurück. Als sie dort aus dem Wagen stieg, erstaunte sie: auf dem Bahnsteig stand Vater Weißdorn, mit der Hand herzlich grüßend, ihr entgegenlächelnd. Wenn sie sonst von einer ihrer kleinen Reisen heimkam, hatte Tante Albertine sie abgeholt, der Vater sie zu Hause erwartet. Nun fühlte sie sich in seinen Armen, kraftvoll umfangen; „ich wollte meine junge Reiterin doch zuerst sehn,“ sagte er heiter, fröhlich; „ich habe der Tante abgewinkt. Feierliche Einholung durch den Patriarchen!“

Sie kamen zusammen nach Hause, zweite Überraschung: im Wohnzimmer saß Albertine mit Gustav Köhler, der im nächsten Augenblick aufrecht vor Ina stand. Eine Kraftgestalt, etwas voller geworden, aber schlank geblieben; die grauen Augen lustig, „menschlich“, wie sie dachte; das ganze Gesicht wohl noch „furchtbar klug“, aber beinahe ebenso hübsch wie klug, angenehm verschönert. „Guten Tag, Pflegeschwester von ehedem!“ redete er sie so gemütlich an wie in alten Zeiten, oder wie vielleicht noch nie, und drückte ihr die Hand. „Da hat wieder einmal der Hofrat Schiller recht: ‚Und herrlich in der Jugend Prangen, wie ein Gebild aus Himmelshöhn‘ —“

Ina drehte sich zum Vater herum, der schmunzelnd hinter ihr stand. „Von Gustav hast du mir ja unterwegs kein Wort gesagt?“

Gustav antwortete für ihn: „Er hat sich eingebildet,

es könnte dich freuen, mich einmal wiederzusehn —"

„Darum die Überraschung! — Das tut's auch. Ich bin ja doch stolz auf den Pflegebruder. Hast schon eine Machtstellung, einen ehrfurchterweckenden Namen —"

Gustav lachte.

„Und, was bei dieser Machtstellung gänzlich überflüssig ist, hast dich auch verschönert!"

Er lachte wieder; die andern mit. Bald entstand große Heiterkeit, denn Ina, nachdem sie „den Reisestaub abgeschüttelt hatte", wurde von der kleinen Gesellschaft aufgefordert, ihre Erlebnisse als Reitschülerin zu erzählen, und tat das so dramatisch beredt, wie man sie noch nie gesehn. Gustav verwunderte sich fort und fort, wie sich ihre Züge, ihre Hände, all ihre Glieder in diesen Jahren verlebendigt hatten; sie spielte alles, sich, das Pferd, den Reitlehrer, die Zuschauer, die Mitreiter, die Arena. Er lachte immer lauter; das trieb sie nur immer toller vorwärts. Auch Vater Weißdorn schüttelte sich; endlich seufzte er: „Hör auf, Kind! Ich kann nicht mehr!"

„Du bist ja Schauspielerin geworden," sagte Gustav, als die beiden Alten sich entfernt hatten und Ina, noch schön erregt, auf und nieder ging. „Was man alles erlebt, wenn man älter wird!"

Ina blieb vor ihm stehn: „Und du, Professor, hast lachen gelernt."

„Konnte ich das früher nicht?"

„So mehr von oben herunter, weißt du —"

„Heut jedenfalls von unten hinauf. Ganz Bewunderung!“

Sie verneigte sich dankend, mit einer Anmut, die ihn wieder überraschte. „Aber wie steht's mit den Wissenschaften?“ sprach er weiter, durch ihre Zutraulichkeit gemütlich und schon kühn gemacht. „Die sind wohl verrostet, wie?“

„Warum denn verrostet?“ fragte sie zurück.

„Na, was ich dich damals lehrte, als der unordentliche Professor Gustav Köhler: physikalisch-elektrisches Kollegium — davon ist wohl nichts mehr —“

„Hier oben?“ Ina klopfte an ihre Stirn; „nein, nicht viel! Heinrich Rudolf Hertz über die Ausbreitung der elektrischen Kraft ist wohl stark verschwitzt —“

„Und das hat mit seinem Reiten der Ottokar Dolberg getan!“

Ina verzog das Gesicht, ihre Brauen zuckten tief hinunter. So hatte noch niemand, außer dem einen, dem sie alles gebeichtet hatte, an diese Narbe gerührt. Sie stand aber eben halb abgewendet, er sah ihre unwillige Gebärde nicht. „Was gehn dich die toten Reiter an?“ erwiderte sie nur.

„Bitte, bitte, entschuldige. Ich dachte —“

„Von deinem Kolleg weiß ich nicht mehr viel. Ich hab' ja aber jetzt einen andern Professor, von dem lerne ich andere Wissenschaften.“

„Alfred Eckard — freilich. Da lernen Kopf und Herz zugleich; das flutscht wohl besser, wie die pommerschen Grenadiere sagten. Der führt dich in die deutsche Volksseele ein —“

Sie nickte vor sich hin. „Und du Elektriker weißt wohl nicht, wie schön das ist!“

„Und in deine Seele, wie tief hat er sich da wohl eingeführt? Kann man das noch messen?“

„Messen!“ — Ihre Züge verzogen sich wieder; nun zeigte sie ihm aber ihr ganzes Gesicht. Sie drehte sich zu ihm hin: „Du bist ja wohl neugierig wie ein altes Weib!“

„Bitte, bitte!“ entfuhr ihm. Seine blühende Farbe verging. — „Donnerwetter!“ sagte er nach einer Weile, sich schon heiterer fassend; Maul verbrannt! dummer Kerl! dachte er. Endlich lachte er auf. „Da hab' ich's. Das gnädige Fräulein lieben solche Fragen nicht —“

„Nein, das Ausfragen nicht.“

„Aber alle Achtung: die Schneid! Mädel du — alter Kamerad — ich liebe diese Schneidigkeit. Bravo! Gefällt mir! Darin hab' ich deines Vaters Natur, wenn auch nicht sein Blut. — Bitte um Vergebung; ich fühlte mich plötzlich wieder so in den alten Zeiten — deine Herzigkeit und Herzlichkeit — da entfuhr mir das umgedichtete Zitat aus der Lorelei, und die Seelenfrage. Hatte ganz vergessen, daß wir —“

„Bitte, laß, laß,“ bat sie, wieder freundlich. — „Ich war wohl sehr grob!“

Er schüttelte den Kopf: „Nur schneidig. — Weißt du, so ein Mann bei der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft, so ein Ergrübelungsapparat, der wird leicht zum Unmenschen. Gegen die elektrischen Wellen ist man nicht galant; und mit andern weiblichen

Wesen hab' ich in diesen Zeiten wohl zu wenig verkehrt. Wenn man so ein Ziel vor Augen hat, ein Problem, das man absolutemang lösen will — auf das man losgeht, wie Don Quixote auf die Windmühlen —"

„Das muß aber schön sein!" unterbrach sie ihn, gutherzig eifrig. „Ich wollt', ich wäre so ein Don Quixote, hätte deinen Kopf dazu. Sag mir was davon, alter Pflegebruder! Ein andermal bist du grob, dann gleicht sich's aus. Erzähl mir was von deinen Problemen, halt mir ein Kolleg über den Forscher und Finder Gustav Köhler — wenn ich mich dir noch nicht ganz verleidet hab'."

„Ach Unsinn!" rief er; sein ehemaliges Lieblingswort. „Ich bin dir ja so gut wie noch nie. Ich habe ja nur den Ehrgeiz, dir von meinem Kram nicht gar zu viel schlechter zu erzählen als du von der Reitbahn!" — Er setzte sich rittlings auf einen Stuhl; Albertine und Weißdorn kamen eben wieder, sie sahen, wie ihm die Augen leuchteten, wie der Geist herauswollte, und setzten sich dazu. In Gustav war der Humor erwacht, er fühlte sich nun auch als Reiter, spornte seinen Stuhl, schnalzte mit der Zunge, schwenkte die gedachte Peitsche; „also los dafür!" rief er. „Nicht herunterfallen, Herr Köhler; Ihr Pferd heißt nicht Dollar — das kommt später — aber Elektrizität!"

Er sprang in sein Berliner Leben hinein, in die letzten drei „wildwütendsten" Lehrjahre, auch schon Finderjahre, und das mehr und mehr. Ernst und Scherz burschikos durcheinanderwerfend — das

gefällt ihr! dachte er — schilderte er seine rastlosen physikalischen Versuche, allein und mit andern, bei Tag und auch bei Nacht; die Verunglückungen, die „Dummheiten", all das Kleine, was sich dem Großen an die Beine hängt. Er, der geborene Norddeutsche, aber Nichtberliner, hatte von dem trockenen, treffenden Humor der Berliner allerlei angenommen, warf es fast ebenso schlicht urwüchsig hin; es war nicht sein Eigenstes, aber es wirkte. Und ihm gelang wieder, was er schon damals in seinem Plauderkolleg für Ina geübt hatte: das Strenge, Methodische, Nüchterne der Wissenschaft, den tiefen Ernst seines eigenen Treibens unterhaltend zu machen, mit einer Art von Poesie zu umkleiden. Der Wetteifer mit der Reitschülerin Ina steigerte sein Talent, daß er selber staunte. Ina staunte mehr als er. Sie hörte ihm mit wachsender Andacht zu. Sie verwunderte sich immer stärker, wie gut sie ihm zuhörte. Zuletzt, als er ein Ende machte und aufstand, klatschte sie in die Hände.

„Bravo, bravo!" rief Weißdorn. — „Kinder, das waren ein paar merkwürdige Stunden: beinahe wie Theater. Erst die junge Dame zu Pferd, dann der Reiter auf den elektrischen Wellen. Beide hochdramatisch. Das ist euch allen beiden geglückt!"

„Ach, i ch!" Ina seufzte. „Wie kannst du uns neben einander nennen, Vater; ich mit meinem Tand und er mit seinen Forschungen und Erfindungen. Ich beneide dich, Gustav! Ich verlor immer mehr die Lust am Reiten, während du erzähltest!"

Die Männer lachten; Albertine lächelte. „Da

hörst du's, Kind," sagte sie dann, „wie hochmütig die Mannsleute auf uns herunterlachen. Die überschätzen sich so vergnügt, und wissen nicht und merken nicht —"

„Daß du sie nicht magst!" vollendete Weißdorn ihre Rede; und wieder lachten die Männer.

Auf diesen ersten Abend folgten noch drei oder vier, so lange hatte Gustav Urlaub genommen; er verbrachte sie fast ganz als „Familiensimpel", und zu Inas Freude. Ihr Sinn für die Naturwissenschaften und die neuen Entdeckungen, vor drei Jahren ein zartes Pflänzchen, das durch den heißen Sonnenschein der Verliebungen welkte, ging nun wie in einem fruchtbaren Regen in die Höhe, ward ein schlankes Bäumchen. Auf des Vaters Wunsch nahm sie an den langen Spaziergängen teil, auf denen er und Gustav „alle Fragen lösten", wie Gustavs Humor es nannte; sie ging gerne mit, sie kam immer mit neuem Wissen beladen wie eine Biene mit Honig oder Blütenstaub zurück. Sie machte selber diesen Vergleich. Ihr gefiel aber vor allem die Federkraft von Gustavs Geist, die rasche Beweglichkeit, mit der er sich gleichsam von Ast zu Ast schwang, das Sprudelnde seines Wollens und Begehrens; ein geistiger Weltumsegler! dachte sie. Er zeigte ihr tausend Möglichkeiten menschlichen Erforschens und Entdeckens, von denen ihr Mädchenhirn noch nichts geahnt hatte. Und das alles kam ihr von diesem „Bruder", diesem Kameraden, dem guten Kerl; der war er gewesen, der war er geblieben.

Nur eines lag zuletzt wie ein Druck auf ihr: von Alfred sprach er nicht mehr, der war wie aus der Welt.

Kam etwa Ina im Gespräch auf ihn, mit einem Wort über seine Reisen, seine Arbeiten oder seine Pläne, so summte Gustav ein „Hm" oder murmelte ein „Ja, ja" und glitt darüber weg, etwas anderm zu. Als der letzte Abend kam, hielt sie's nicht mehr aus; sie holte aus ihrem Schreibtisch, wo ihre liebsten Schätze lagen, die ersten gedruckten Abhandlungen hervor, in denen Alfred einige Reisefrüchte geformt und veröffentlicht hatte: Erlebnisse mit merkwürdigen, urwüchsigen, „altmodischen" Menschen hier und da, Betrachtungen über den uralten Sinn, Stoff und Geist, der in ihnen lebte. Ina hatte sie mit liebendem Entzücken gelesen; so viel Anmut und Tiefblick zugleich! Albertine hatte sich mit ihr gefreut und erbaut; der Vater — nun, der war der Vater Weißdorn geblieben, hatte ihr die Hefte mit vier Worten zurückgegeben: „Ein Anfang! — Fortsetzung folgt!" — „Doktor Köhler," sagte sie und legte die Abhandlungen in Gustavs Hand, „willst du mir die Liebe tun und diese — Alfrediana lesen, eh' du wieder abfährst? Du liest so fix, und der Schmerz ist kurz!"

„Sogleich," antwortete er. „Nach dem Abendessen sofort!"

Als das Nachtmahl beendet war, ging er in Vater Weißdorns Zimmer nebenan und setzte sich mit den Heften an den Tisch, zur Lampe; Ina sah es durch die offene Tür. Sie ging ab und zu, auch in ihre eigene Stube, kam wieder; immer saß er und las. Weißdorn war in sein Schlafzimmer gegangen, Albertine in den Saal, Gustav saß allein. In Ina wogten und wechselten

die Gefühle durcheinander, wie so oft, wenn man Geschriebenes, das einem am Herzen liegt, unter den Augen eines andern Lesers sieht: wird's ihn auch so freuen? — Ja, das wird, das muß es. — Ach, vielleicht doch nicht. — Oder doch! — Wäre er nur erst am Ende! — — Jetzt war Gustav beim letzten Blatt; auf der letzten Seite; sie sah es. Seine raschen Augen kamen nach unten; aus war's. Er schob das Heft ein wenig zurück, legte es zusammen.

Jetzt gehe ich hinein, dachte sie, solang' er noch allein ist, und frag' ihn, wie es ihm gefällt!

Er war aber schon nicht mehr allein, sie blieb stehn. Vater Weißdorn war wieder eingetreten. „Ausgelesen?" fragte er, mit einem Blick auf Gustav; die mit Herzklopfen schauende und horchende Ina konnte er nicht sehn. Gustav nickte stumm.

„Wie findest du's?" fragte der Alte weiter.

Gustav zuckte die Achseln. „Kleinkram," warf er dann so hin.

„Na ja," murmelte Weißdorn. Im Klang der beiden Silben lag: Also e i n e r Meinung!

„Zuckerwasser," setzte Gustav nach einer kleinen Stille hinzu.

„Freilich," summte Weißdorn.

Die arme Ina fühlte sich wie von vier scharfen Schlägen nacheinander an der Stirn getroffen; nun lag eine Betäubung dort, die an ihren Gliedern hinunterschlich. Eine Weile war ihr unbewußt: k o n n t e sie sich nicht rühren oder m o ch t e sie nicht? Auf einmal schreckte sie eine Angst empor: wenn die beiden

kämen! O, die jetzt nicht sehn! Keinen Menschen sehn! — Sie schüttelte sich, sie schüttelte die Lähmung ab; sie wankte aus der Tür. In ihr Zimmer gekommen, warf sie sich aufs Bett. „Gott im Himmel! Gott im Himmel!" stöhnte sie leise, ohne es zu wissen, und starrte zur Decke hinauf. „Das ist ihre Meinung. Sie wußten nicht, daß ich da stand. Sie verachten ihn. Gustav verachtet ihn. Und ich — das verliebte Mädel —"

Sie stöhnte nicht mehr, sie wurde ein Stein; nun begriff sie, wie es der unglücklichen Niobe ergangen war in der alten Sage. Nur noch Scham und Schande regten sich in ihr; dann war ihr, als würden die auch ganz still. Vernichtet und versteinert. Nichts mehr. Tot!

„Ina!" hörte sie, aus dem Tod heraus. Tante Tines Stimme! Sie lebte wieder, plötzlich, und sprang vom Bett. „Ina!" Eine Hand bewegte sich draußen an der Tür. Ina drehte aber schon den Schlüssel herum. Die Tür ging nicht auf. „Was ist mit dir?" fragte die gute, liebe Stimme draußen. „Warum schließest du dich ein? Warum kommst du nicht?"

„Bitte, laß mich, laß mich," antwortete sie geschwind. „Mein Kopf. Wohl erkältet. Nur ein bissel; laß nur. Nichts als Ruhe und Stille und Wärme — du weißt ja — dann ist's morgen gut!"

„Gewiß?"

„Ganz gewiß!"

Ein resigniertes „Gute Nacht" kam nach einer Pause; Ina erwiderte es und trat in ihr Zimmer zurück.

Die Lampe brannte auf ihrem Schreibtisch; sie beschien Alfreds Bilder, ein großes und ein kleineres, die da in ihren selbstgeschnitzten Rahmen auf zierlichen Staffeleien standen. Das eine, in dem Bergwandereranzug, in dem sie ihn zuerst gesehn — nach der Trennung für sie gemacht —, schaute jung, froh und glücklich in die Welt; das andre hatte sinnenden Ernst, einen tiefen Blick. Der Blick traf sie jetzt; er ging ihr durch die Augen ins Herz. Wie ein schmerzvoller Vorwurf schien er sie zu treffen: Also d a s bin ich dir? Wenn ein junger Mann in seiner nüchternen Gescheitheit sagt: „Kleinkram!", weil er meine Art nicht versteht — und wenn ein zweiter ihm beistimmt — dann wirfst du dich an mir verzweifelnd aufs Bett? Hast du noch nie gelesen, gehört, daß die Nüchternen über die „Schwärmer" spotten? Spotten nicht alle, alle über das, was sie nicht verstehn?

So oder ähnlich sprach es zu ihr. Sie fürchtete sich vor dem Bild; dann riß sie es aber von der Staffelei, nah an ihr Gesicht, und bohrte ihre Augen hinein. Nur ein s c h ö n e r Mensch? Nein, ein edler, guter. Nein, nicht nur ein edler, guter: ein nach allem Hohen und Tiefen strebender — und alles Hohe und Tiefe verstehender — ja, auch verstehender Mensch. Mit dem jungen H e r z e n verstehend; nicht so frühreif wie Gustav Köhler, nicht so blendend, funkelnd — aber ein Herz, das wohl einst alles finden wird. „Wirst du einst alles finden?" sprach sie auf das Bild hinunter. „Bin ich doch nicht dumm verliebt?" — Sie riß die Schublade auf, in der beisammenlag, was sie von

Alfred hatte; obenauf die neuen Bilder, die er aus Württemberg und dann aus Steiermark geschickt: er selbst mit einzelnen wunderlich rührend sinnigen Menschen aus dem Volk oder auch mit ihren ganzen Familien zusammen, von befreundeten Dilettanten liebevoll photographiert. Urdeutsche Leute, heiter oder ernst, in ihrer natürlichsten Natur belauscht; mitten unter ihnen, oder Aug' in Auge mit einem, der junge Idealist, wie ein junger Priester — aber frei von allem Pfaffentum, nur ein Mensch mit Menschen. Wie schauten sie ihn aber an, die andern: treuherzig, traulich, und doch wohlverstehend, daß er ein Besonderer ist. Und als hätten sie ihm ihr Inneres gezeigt und gegeben; weil er, der Junge, den Schlüssel hatte ...

O Gott, dachte sie, phantasier' ich das? Sehe ich das hinein statt heraus? Bin ich dumm verliebt?

Sie griff wieder in die Schublade, wühlte, nahm die Gedichte, die er nach und nach von da und von dort geschickt; sie hatte sie in eine kleine, bestickte Mappe gelegt, nach der Zeit geordnet. Die meisten an sie gerichtet; die waren ihr in den Kopf wie ins Herz geschrieben, sie wußte sie auswendig wie das Vaterunser. Nein, die jetzt nicht lesen: die schmeicheln sich ins betörte Herz. Da täuscht sie sich so gern, die liebe angesungene Seele; nennt den jungen Mann einen Dichter, der nur ein verliebter Versmacher ist! Aber die andern Gedichte, die sein frommer, sein Denkersinn so recht aus seinem Allerheimlichsten heraus geschaffen, in großen Stunden, getrübten oder feierlichen — die zog sie heraus, in das Lampenlicht. Ach,

dachte sie, sie sind nicht von Goethe und nicht von Schiller, das weiß ich; sind von einem Werdenden, der zu seinem Gott, zu den Menschen, zu der großen Liebe will. Und sie sind nicht gereimt, nur so in ungleichen Versen — Streckverse sagt man ja wohl — sind sie hingeschrieben. Aber ob sie „Kleinkram" sind — oder „Zuckerwasser" —

Die Tränen stürzten ihr aus den Augen, als sie wieder zu diesen tödlichen Worten kam. Ja, die hatten sie totgemacht! Dort auf dem Bett hatte sie gelegen! — Sie stürzte sich in die Gedichte hinein; sie hörte Alfreds Seele in den schwärmenden Versen, seine innige, reine, große — — Die immer wilder strömenden Tränen ließen sie bald kein Wort mehr sehn. Nur in ihrem Gedächtnis klang es weiter, weiter. „O verzeih mir!" schluchzte sie. „Verzeih mir, Alfred! Ich war von dir abgefallen! Ich verachte mich! — Wie konnte ich so tief hineinsinken in den Glauben an ihn. Als wäre er der klügste Mensch, und als könnt' er alles. O ich Kind, ich Kind. Er sagt zwei Worte, und ich — — O verzeih mir, Alfred!"

Sie riß noch einmal die Schublade auf; Alfred hatte ihr zwei Abzüge dieser ersten Hefte geschickt, die andern lagen da noch. Sie zog sie heraus, trocknete sich die Augen mit den Händen, mit dem Taschentuch, und fing an zu lesen. Einen Blick in diese verachteten! ein paar Seiten nur! Ob vielleicht doch zu begreifen war, warum er sie verachtet! — Sie las, sie wendete Blatt auf Blatt. Sie versuchte mit Gustav Köhlers unverliebten, kritischen Augen, mit seinem Welt-

umseglersinn, seiner Ungeduld, seiner unpoetischen Verständigkeit zu lesen. Eine Weile war ihr, als könnte sie's. Hier ein Wort und da ein Wort, das ihr nicht gefiel ... Warum mußte er das schreiben? dachte sie; ihre Wangen glühten. Ist das nicht zu warm? zu jung? — Dann stieg ihr aber die Glut in die Augen, ihr Mädchenkopf ging hin und her, langsam, unbewußt. O die Stelle da — ihr Zeigefinger legte sich darauf — wie wahr; und wie tief gefühlt. Und wie wuchs es weiter. Wie las sich's gut. Als sähe man alles. Und man lebte jeden Gedanken mit ...

Gustav war vergessen. Sie las wieder mit freier Brust, und mit Herzenswonne. Sie las jede Seite, bis zum Schluß.

Dann legte sie ihren Kopf auf die beiden Hefte, sie mußte noch einmal weinen, still, ohne Laut.

Es fiel etwas zu Boden; erst nach einer Weile ward es ihr bewußt. Was war es? Sie sah hin. Das größere Alfredbild hatte sie hinuntergestoßen; da lag es, umgedreht. „Ach! du, du!" seufzte sie. „Du mein süßer Bub!" Sie warf sich hin, um es aufzuheben; und wie sie als Kind zuweilen zu ihren Lieblingen, ihren Kaninchen, die sie gut bayrisch Hasen nannte, sich auf die Kniee gelegt und eines von ihnen in die Arme genommen, geliebkost, geherzt hatte, so kniete sie nun, das Bild in den Händen, streichelte es mit den Augen, drückte es an ihre Brust und an ihren Mund.

„Haben sie mich von dir trennen wollen?" machte sich ihr auf einmal von den Lippen los. Es ward hell und klar in ihr; sie fühlte, sie ahnte, sie erriet, mit

ihrem Frauenherzensverstand: wenn auch jene schrecklichen Worte nicht berechnet waren — wer wußte denn, daß sie da stand? — diesen Gustav hatte der Vater gerufen; ja, Gustav hatte ihm helfen sollen, sie von ihrem Alfred zu lösen. Zu befreien! hatten sie wohl gedacht. Ina stand auf, schaute zur Tür, als sähe sie dahinter Gustav und Weißdorn stehn; sie hob ihre kleine, schlanke Hand zum Schwur: „Nie, nie, nie lasse ich von ihm!"

Dann setzte sie sich, einen Brief zu schreiben. „Mein Geliebtester!" fing er an. „Mein Ersehntester! O, du kommst nun bald. Nie hab' ich mich so gefreut auf dich. Nie warst du mir so nah wie in diesem Augenblick. Nie war ich dir so treu, wie ich's eben bin." . . .

„Dein bis in den Tod!"

Es ward der zärtlichste Brief, den sie in ihrem Leben schrieb.

Viertes Buch

Abgeblitzt! sagte Weißdorn sich, als Gustav Köhler wieder abgereist und, von Ina mit überschwenglicher Freude empfangen, „Alfred der Träumer" wieder eingetroffen war. Etwas Unverständliches, Rätselhaftes hatte sich ereignet: Gustav, der von dem Mädel so bewunderte, so hochgeschätzte, ihr offenbar ans Herz gewachsene Gustav, hatte am letzten Morgen über Alfreds Schriften offen und in seiner eindringlichen Art zu ihr sprechen wollen; aber sie, wegen Kopfweh im Bett geblieben, hatte ihn nicht mehr sehen wollen. Gleich nach seiner Abreise war sie ganz gesund. Was war ihr denn mittlerweile geschehn? — Weißdorn grübelte vergebens; und zugleich, zu seinem besonderen Verdruß, fühlte er nun doch — wie so oft der Ausgang erst Klarheit gibt —, daß er im stillsten Winkel seines Herzens gehofft hatte: sein Kind und dieser ehemalige Pflegesohn werden noch ein Paar! Inas Wohlgefallen an ihm wird das seine wecken, sein Werben wird dann ihre Liebe wecken, und auf Liebe und Gegenliebe wird die Hochzeit folgen!

Statt dessen hieß es jetzt nur noch „Alfred" und immer wieder „Alfred" im Haus. Wer hätte dem Träumer auch zugetraut, daß er so ungeahnt, so

schneidig überraschen konnte? Er kam als Doktorandus, ein Buch als Promotionsschrift fertig im Koffer: während Ina seine ersten Abhandlungen las, hatte er heimlich schon eine Reihe von Fortsetzungen vollendet, alle zusammen ein Band, ein erster Teil seiner Studien zur Kulturgeschichte des deutschen Volks. Auch für das mündliche Examen fast schon ganz gerüstet, hatte er den „Doktor der Philosophie“ im Koffer und im Kopf; nur wenige Wochen, so war er's wirklich. Denn seine Brusttasche barg das Dritte, für Weißdorn das Unerwartetste: Briefe von Alfreds beiden Lieblingsprofessoren, den ersten in seiner Wissenschaft; ihnen hatte er das Buch in Handschrift und Abschrift geschickt, sie hatten es sofort gelesen und mit fast begeisterten Lobesworten zurückgesandt. Es sei ein neuer Ton, weil ein neuer Mensch; es sei offenbar der Anfang einer glänzenden Zukunft. So der eine; des andern Schlußworte lauteten: „Sie hat Gott gesegnet!“

Ina las das, zuerst sie allein, und jauchzte; sie küßte Alfred, die Briefe und dann wieder ihn. Sie lief zu Albertine: „lies, lies!“ und tanzte mit ihr im Zimmer herum; sie hätte gern jedem im Haus die Briefe gezeigt, dem Diener und der Köchin. Sie wartete mit begreiflicher Ungeduld auf Weißdorn, den grade ein notwendiger Geschäftsgang entfernt hatte; sowie er heimgekommen war, trat sie in sein Zimmer. „Willst du das lesen, Vater? Alfred hat dir von dem Buch gesagt, aber von diesen Briefen noch nicht. Die denken anders von seiner Schriftstellerei als du!“

Weißdorn durchflog die Briefe; es zuckte über seine mächtigen, noch schwarz finstren Brauen. „Ich gratuliere,“ sagte er dann und gab sie zurück. „Ich kenne bis jetzt nur die ersten Teile. Da habe ich Gustav Köhler für mich!“

„Ich weiß,“ erwiderte sie.

„Du? Woher denn? Hast ihn ja vor seiner Abreise nicht mehr reden hören.“

„Es war nicht mehr nötig. Ich hatte schon.“

Sie erzählte ihm, was geschehen war. Sie schonte sich nicht. „Aber noch denselben Abend hab' ich's überwunden. O wie danke ich Gott dafür! Nun konnte ich das da lesen und vor Alfred stehn und mußte nicht vor Scham in die Erde sinken!“

Weißdorn schwieg. Sie ging hinaus. In ihrem Herzen war beinahe Mitleid mit dem alten Mann, der sich nicht mitfreuen konnte; in ihr jubelte alles, wie Lerchensang. Sie fand Alfred draußen; „gehst du mit mir in die Luft?“ fragte sie, da ihr noch etwas aus dem Herzen wollte. „Ich komme mir mit meinem Glück zu groß vor für die engen Zimmer. Und auch in der Welt ist es heute wie ein Frühlingstag!“

Er lächelte ihr zu, sie nahmen Hüte und Mäntel — die leichtesten — und gingen. Unter dem schwülblauen Himmel, den wandernden Wolken, der süß durchwärmenden Sonne schlenderten sie so selig hin wie in den ersten bräutlichen Berchtesgadener Zeiten; noch ebenso heimliche Brautleute wie damals, aber wie von einem neuen Band umwunden, fester und für immer vereint. Sie wanderten über die neue

Luitpoldbrücke und zu den Maximiliansanlagen hinauf; „ich hab' mir immer gewünscht," sagte sie, „einmal mit einem Doktorandus zu gehn. Und nun ist es so ein hübscher Mensch! Und zwei Professoren trag' ich auf der Brust!" sie legte die Hand auf die beiden beglückenden Briefe, die sie dort versteckt hatte. „Wie akademisch ist mir zumut. O mein Bub, wenn ich jetzt jodeln dürfte! — Aber akademische Leute jodeln ja wohl nicht."

„Wenn sie jung sind, o ja! — Aber hier jodeln sie nur inwendig; ich tu' es eben auch. Mein beherrschtes Samos! Ich lieb' dich so!"

„Wie denn? Welche Farbe?"

„Welche Farbe?" Alfred sann nach. — „Immerimmergrün!"

„Du, ja, das ist hübsch. Aber ich lieb' dich hochhochrot! — Dein beherrschtes Samos — ja, das bin ich; so war ich's noch nie ..."

Sie zog ihn plötzlich zu einer Bank, an der sie vorübergingen, drückte ihn nieder und setzte sich zu ihm.

„Will Samos schon sitzen?" fragte er verwundert.

„Ja, ein paar Minuten. Die Sonne streichelt so schön. Und dann gibt es Sachen, die man lieber im Sitzen sagt; zum Beispiel — weißt du — über meinen Glauben an dich. Wollte dich bitten, Alfred: denk nie, aber wirklich nie, daß ich an dir zweifeln oder deine Art, dein Alfred Eckardsches, dein Denken und dein Schreiben in mir anfechten könnte. Oder daß irgendwer oder was auf der Welt treuer an dir hängen könnte als ich, deine Ina!"

„Warum sagst du mir das? — Und nun werden dir gar die Augen feucht. — So oder ähnlich schriebst du mir auch in dem letzten Brief. Da stand auch, auf der ersten Seite, ich seh' es noch: Nie war ich dir so treu, wie ich's eben bin." Er sah ihr lächelnd scharf ins Gesicht: „Warst du mir vorher nicht so treu?"

Sie schüttelte den Kopf.

Ihm wollte das Lächeln vergehn; er suchte es zu halten. „Untreu? — Wie war denn das?"

Ganz kann ich dir's nicht sagen, dachte sie und schaute ihn recht voll Liebe an; das von dem Kleinkram und vom Zuckerwasser, das brächte ich ja nie heraus! — Auch um Vater nicht! — „Untreu?" fing sie an. „Du denkst vielleicht — — Nein, so nicht! Aber geistig; verstehst du das? Dieser Gustav Köhler kam, der Elektriker; und er elektrisierte mich ... Nein, das klingt so wortspielerisch. Aber er lebte so ganz in seinen Sachen, seinen Wissenschaften — und er begeisterte mich — ich wurde auch elektrisch. Schau, das wollt' ich sagen! Es kam mir zuletzt so herrlich vor, all das neue Leben, das Erfinden, das Schaffen, das Weltumspannen — so frei und so groß über die Erde hin ... Und dann kam mir — werde nicht bös; ärgre dich nicht an mir — dann kam mir dein Reisen und Graben und Wühlen so maulwurfshaft vor; so unterirdisch; so — klein. Schlag mich, wenn du willst! Einen Abend hab' ich dagelegen, an dir verzagt — von dir abgefallen — es war niedrig, Alfred!"

Sie warf sich ihm an die Brust.

Dann ließ sie ihn aber geschwind wieder los: „Um

Gotteswillen! Wenn Leute kommen. Wir sind hier nicht am Lockstein! — Schau, das war die Untreue; ich schäme mich. Aber sie hat nicht lange gedauert, dein beherrschtes Samos schrieb dir noch denselben Abend den Brief. Wie hab' ich mich da verachtet, Alfred; Tränen hab' ich geschimpft vor Wut! — Ach, daß es so lange dauert, das Werden; daß man noch immer wieder schief und krumm werden kann — wie ein junges Bäumchen — das man an einen Pfahl binden muß. Wenn wir erst Mann und Frau sind, Alfred! Daß ich meinen Pfahl hab'!"

Sie wollte wieder an seine Brust sinken, ihn umranken; sie hielt sich aber zurück.

„Warum sagst du nichts?" fragte sie endlich. „Schaust mich nur so an?"

„Weil ich dir so gut bin. Weil ich glücklich bin! — Aber nimm mich nicht als Pfahl, mein Herz; ich bin auch noch ein junges Bäumchen wie du. Wenn wir uns gegenseitig fest aneinanderlehnen, werden wir ja wohl grade gen Himmel wachsen! — Ich versteh' dich ja. Manchmal, in grauen Stunden, hab' ich selbst gedacht: was schaffe ich mit meinem ‚Graben und Wühlen' — wie du's eben nanntest. Wie anders stehn die andern da, die dem Menschen immer neue Werte, neue Wege schaffen, die Naturkräfte unter ihre Herrschaft bringen, eiserne Bänder und unsichtbare Bänder um die Erde legen! — Aber zuletzt ist es doch nicht so. Die sind nütz, wir auch. Neidlos einander gelten lassen — wie sagt Lessing im Nathan? ‚Nur soll der Knorr den Knubben hübsch vertragen';

damit wir als wetteifernde Brüder das Werk der Menschheit weiterführen! — Laß sie in der Natur finden und uns im Menschen. So unerschöpflich und unergründlich wie die Natur ist doch auch der Mensch. Je mehr wir ihn erkennen, destomehr sind wir Menschen! — Und daß ich dir nun noch ein letztes Wort sage —"

Er sah sie unendlich heiter an, sagte aber nichts.

„Nu?" fragte sie. „Ich höre kein Wort."

„Das macht wohl der Hunger. Von dem wollt' ich reden."

„Du hast Hunger, du armer Bub?" Sie stand auf.

„Ja, du süße Ungetreue. Ich weiß nicht, macht es die lange Fahrt oder macht es das Glück?"

Auf Inas Jungmädelgesicht erschien das Mütterliche. „Komm, zu Tante Tine! — Ach, wenn ich erst sagen werde: komm zu deinem Weib, das hat für dich gekocht!"

* * *

Auch für harte und feste Charaktere, die weder viel nach Gott noch nach anderer Urteil fragen, gibt es doch zuweilen „Gottesurteile", denen sie sich beugen. Weißdorn sah, wie das Schicksal Schritt vor Schritt seine Wünsche kreuzte: Inas Standhaftigkeit und Sieg, Alfreds Buch, sein junger Ruhm, der bald in die Breite ging, sein Doktorexamen, das er wie ein Spiel bestand, sein Wohlgefallen unter den Menschen; alle liebten ihn. Sollte Inas Vater allein ihm den Weg vertreten? einen aussichtslosen Kampf kämpfen

gegen seiner einzigen Tochter Glück? wenn sie so eisenfest dabei blieb: dies ist mein Glück?

Als der Frühsommer kam, konnte Ina dem jungen Doktor aus der Berchtesgadener Villa schreiben: „Denke Dir, Dein zukünftiger Schwiegervater wird weich. Jetzt kannst Du ihn haben! Laß Deine Tiroler auf ein paar Tage, komm vergnügt altfränkisch mit Deinem Frack und hole Dir eine Braut!“ Alfred, der nach der Promotion wieder „Volk studierte“, erschien nach zwei Tagen in der weißen Villa. Nachdem er die Familie im Bergwandrerkostüm begrüßt und mit Ina seine kleine heimliche Verschwörung gemacht hatte, warf er sich in den Frack und die weiße Binde und trat bei Vater Weißdorn, den Albertine ein wenig vorbereitet, mit selig bang gespannter Heiterkeit und der untadelhaftesten Feierlichkeit des Betragens ein. Ina schlug das Herz vor Glück und vor Übermut; sie wollte es miterleben, wie „der Würfel fiel“, sie hatte heimlich auf einer Leiter den großen alten Birnbaum erstiegen, der sich malerisch und günstig gabelte, und saß hier nun im geschützten Versteck. Durch das nahe, offene Fenster konnte sie tief in des Vaters Zimmer hineinschauen; sie sah, wie Weißdorn am Schreibtisch stand, die Arme über der Brust gekreuzt, wie von der unsichtbaren Tür her der Doktor Alfred Eckard in seiner Gala erschien (wie ein junger Gott! dachte Ina) und erst der Junge, dann der Alte sich würdevoll verneigten.

Ach, ach! dachte Ina. Hole der Teufel alle Frauenzimmer; nur die Männer sind vornehm und groß!

„Hochverehrter Herr Weißdorn," begann Alfred mit dem tiefsten Wohllaut seiner warmen Stimme, „ich komme mit einer Mitteilung und mit einer Bitte. Von dem ersten Band meines Werks ist nun endlich das so lange verschleppte Exemplar gekommen, das ich besonders festlich habe binden lassen, für die Bücherei der gastfreundlichen weißen Villa, und das ich nun die Freude habe dem verehrten Hausherrn zu überreichen." Er zog den linken Arm hervor, der das Buch bisher hinter Alfreds Rücken gehalten hatte, und legte das dunkelbraune, goldverzierte Prachtgebilde in Weißdorns Hand.

Ja, alter Vater, das haben wir geschrieben! dachte Ina mit wildem Stolz.

„Ich danke Ihnen verbindlichst," erwiderte der Hüne, der sich für den Humor entschieden hatte; wenn schon, dann mit Größe! — „Geschmackvoll gebunden, alle Achtung! — Das war die freundliche Mitteilung. Und die Bitte?"

„Ich liebe Ihre Tochter und bitte Sie um deren Hand."

„Sie lieben meine Tochter. Schon lange?"

„Zehn Jahre, scheint mir. Wenigstens nach der Sehnsucht zu urteilen, mit der ich auf unsre endliche Vereinigung hoffe."

Das war recht niedlich gesagt! dachte die im Birnbaum.

„Was sind Sie, wenn ich fragen darf?"

Hurra, dachte sie, Vater Weißdorn ist bei gutem Humor!

„Ich habe die noch junge Ehre, Doktor der Philosophie zu sein.“

„Ernährt das seinen Mann, Herr Doktor?“

„Es hat etwas Geld gekostet, weiter tut es nichts.“

„Wie denken Sie sich denn Ihre Zukunft, Herr Doktor?“

„Weiterstudieren. Aus den Studien Bücher machen. Privatgelehrter.“

„Ernährt das seinen Mann?“

„Es kostet gewöhnlich mehr, als es einträgt.“

„Und deshalb bitten Sie mich um die Hand meiner Tochter?“

„Noch aus andern Gründen, Herr Weißdorn. Ich habe einen Oheim in Wien, der sich in den Kopf gesetzt hat, er will meinen Haushalt bestreiten, auch wenn ich einmal Weib, Kind und Kegel habe.“

Ich liebe diesen Mann! lachte es in Ina.

„Ah, Sie haben so einen Onkel in Wien. Also sorgenvoll ist Ihre Zukunft nicht.“

„Viel zu sorgenlos. Ich hoffe aber mit der Zeit so viel zu erwerben, daß ich meinen Oheim ernähren kann.“

„Ah, das hoffen Sie.“ Weißdorn lächelte. Ina zitterte vor Vergnügen: Er lächelt! Ihm gefällt er doch, dieser Alfred Eckard. — Ja, ja, gib nur acht, Vater: er wird dir noch einst ganz anders gefallen; wirst ihn einst noch lieben!

Jetzt stand er aber auf, der Vater — sie saßen — und ging nach rechts und entschwand ihr aus dem Gesicht. Oho, wo will er hin? dachte sie.

Er kam mit zwei Zigarren wieder: „Rauchen Sie, Herr Doktor?"

Alfred lehnte ab: „Ich danke verbindlichst. So im Frack rauche ich nicht."

„Warum nicht?"

„Mir ist zu — zu feierlich zumut."

„Hm! — Es ist Ihnen also ernst mit der Liebe zu meinem Kind?"

„Ja, das ist es! Sehr!" dachte Ina halblaut, allzu übermütig. Der Alte hatte noch immer sein feines Ohr; er wandte den Kopf dem Birnbaum zu. Ina fuhr zusammen. Hatte er's gehört? War sie überfrech gewesen? Sie verkroch sich in der Gabelung so gut wie sie konnte.

„Herr Weißdorn," erwiderte Alfred, „ich weiß nicht, wie ich leben sollte ohne Ihre Tochter."

Weißdorn, nun ganz Humor, zog die Brauen hinunter, sein Gesicht ward tief bedenklich: „Sie haben das Mädel noch nicht satt? — Da überschätzen Sie es wohl sehr, Herr Doktor. —"

„Aber Herr Weißdorn! Wie können Sie denken —"

„Für so einen gelehrten Mann taugt doch so ein Flittich nicht. Sie hat ein bißchen reiten gelernt; das genügt aber doch für die Ehe nicht. Sie kann jodeln; na ja; aber für Kindererziehung ist das nicht genug. In ihrer Tennishütte —" Weißdorn hob die Stimme — „in der Ina-Hütte sieht es recht schmuddelig aus; wird sie Ihnen da das Haus gut in Ordnung halten?"

Dem jungen Doktor im Schwalbenschwanz und dem Mädel im Birnbaum ward fast wirr zumut. „Er-

lauben Sie," sagte Alfred unsicher, „ist das — ist das Scherz oder Ernst? Ich glaube, Ihre Tochter hat alle Eigenschaften —"

„Für Unsinn und Ulk, o ja!" fiel ihm der Alte ins Wort. „Aber Herr Privatgelehrter, so was heiratet man doch nicht. Vor den Altar treten mit einem Mädel, das nichts als Possen im Kopf hat —"

„Herr Weißdorn!"

„Das absolut keinen Ernst hat —"

„Erlauben Sie!"

„Das bei den feierlichsten Gelegenheiten, zum Beispiel bei einem Heiratsantrag, in Birnbäume klettert, um wie ein vierzehnjähriger Backfisch zu horchen —"

„Ah so!" rief Alfred.

„Ja, so!" — Weißdorn brach in ein schmetterndes Lachen aus. „Sie machten ein verteufelt unklares Gesicht, Herr Doktor. Das berühmte Buch sah man Ihnen eben nicht an! — Ja, schauen Sie nur hin. Da steigt die Mutter Ihrer Kinder aus dem alten Birnbaum!"

Alfred faßte sich geschwind, im Nu. „Verehrter Herr Weißdorn!" sagte er. „Darf ich Sie beim Wort nehmen? Die Mutter meiner Kinder?"

Der Alte lachte noch einmal; es schüttelte ihn, es tat ihm wohl, daß er sich doch noch einen kleinen Triumph zurechtgezimmert hatte. Er zündete sich seine Zigarre an, die er noch in der Hand hielt; dann schaute er wieder durchs Fenster hinaus. „Da kommt sie, Ihre Zu-

künftige. Mit dem Gesicht. Wenn Ihnen so eine Ulkmacherin, so 'ne Schlange recht ist, geb' ich meinen Segen!"

* * *

Am Abend dieses Tages war alles abgemacht: Alfred anerkannter Bräutigam, die Hochzeit der beiden noch so jungen Verlobten bis zum Mai vertagt, die Studienreisen fortgesetzt; die Ehe sollte in München beginnen, in eigner Wohnung, in Weißdorns und Albertinens Nähe; bis etwa eine akademische Berufung den Privatgelehrten als Dozenten entführte. Weißdorn hatte sich, nach seiner Art, einen Ruck gegeben: Abgeblitzt ist auch abgetan! Wehleidigkeit — weg damit! Der alte Kaiser Friedrich Barbarossa mußte sich mit den Lombarden und dem Papst versöhnen und blieb doch ein Held und ein großer Fürst. Karl Weißdorn bleibt Karl Weißdorn! — Nur der Hochzeitstag war dann doch ein harter Tag. Sein Gesicht in eitel Sonnenschein legen, als wäre nun ein liebster Wunsch erfüllt, reinstes Glück im Haus! Eckard senior, als Alfreds „Vater" zu diesem hohen Fest gekommen — für ihn war's ein Siegesfest —, nahm dem Alten wenigstens die große Tischrede ab, die er gerne hergab: „gehört schon dir, dem Ästhetischen!" Auf Eckards Reise von Wien nach München war sie bereits entstanden, vor der Trauung sogar zu Papier gebracht; denn sie sollte eine Art von Kunstwerk sein, des älteren wie des jüngeren Eckard würdig, und dem neuvermählten Paar ein Besitz fürs Leben. Der rote

Faden, der sich wie eine Seeschlange durch die Rede zog, war ein Vergleich, der sich ihm von selber dargeboten hatte: „Mir, verehrte Festgenossen, war das Glück vergönnt, diese junge Frau, die sich als Wanderin durchs Leben schon in Ernst und Scherz in all ihrer Holdheit bewährt hatte, auch aufs Pferd zu setzen, auf das sie als tapfres, ja verwegenes junges Blut gehörte. Unter meinen Augen und zu meiner Freude lernte sie in der Reitschule alle die Tugenden vereinen, die der Reiter auf dem Pferd und der Reiter durchs Leben braucht: Festigkeit, Unerschrockenheit, Grazie, Schönheitssinn, Geduld und Humor. Nun tritt sie den großen Ritt ins Ungewisse, in die Ehe, in die Zukunft an, mit dem Weggenossen; er als Mann, sein Roß mit dem freien Schenkeldruck beherrschend, sie im Frauensattel, das Bild edler Weiblichkeit. Er auf dem hohen Schlachtroß der Wissenschaft, sie auf dem wohlerzogenen Zelter, im wiegenden Paßgang ...“

So lief der rote Faden noch eine gute Strecke, wohl nicht nur für Vater Weißdorn zu lang. Auch die längste Rede, sie endet doch. Auch das Festmahl ging dem Ende zu. Alfred und Ina wollten noch diesen Abend ihre Hochzeitsreise antreten, über die Alpen an die italienischen Seen; sie hatten sich noch umzukleiden. Der Ina tat das glückliche Herz doch weh; sie sah den Vater mit ernstem Gesicht am Fenster stehn, sie hängte sich an seinen Arm und zog ihn mit ein paar geflüsterten Worten seinem Zimmer zu. Dort war nun kein Mensch. Sie ließ ihn los, sah ihn wehmütig

an. Die rechten Worte wollten ihr nun doch nicht kommen; „lieber, guter Vater!“ begann sie. „Ich danke dir für diesen Tag. Ich danke dir recht, recht von Herzen. Du weißt schon!“

Er nickte. „Du hast es so gewollt, Kind, und ich hab's getan. Wir hoffen nun: zu deinem Glück!“

„Ich hab' aber noch eine Bitte, Vater; du bist mir wohl nicht bös darum. Tante Tine — — ich könnte ebenso gut Mutter Tine sagen. Sie war all die Jahre wie eine Mutter zu mir. Nun zieh' ich fort — nicht aus der Stadt, das nicht — aber aus dem Haus. Sie bleibt hier allein mit dir. Die alte dumme Ina, der Unband, wird ihr nun doch fehlen. Sie weint schon so viel, wenn sie denkt, daß man sie nicht sieht. Ich wollte dich darum bitten, Vater“ — sie faßte einen der Knöpfe vorn an seinem Frack — „es liegt mir so auf der Brust, weißt du. Denn sie braucht es so. Mach' es ihr recht leicht, lieber, guter Vater; sei recht lieb mit ihr!“

Er sah ihr lange stumm ins Gesicht. „Das werd' ich wohl,“ murmelte er dann, mit schwerer Zunge. „Du sprichst aber nur von Tante Tine. Vom Vater nicht.“

„Ach, Vater. Was verlierst denn du? Ich hab' dir ja, solang' ich lebe — — wann hab' ich dir denn Freude gemacht? Zuerst, ich hätte ein Bub werden sollen; damit fing's schon an. Wie oft bin ich dagesessen, Kummer um mich und Mitleid mit dir — in den frühen Zeiten, später wurd' ich schlechter — Mitleid mit dir: nun mußten ihm die Buben sterben, und das

Mädel bleibt ihm! — Dann hab' ich's aber ja wohl noch schlimmer gemacht: mich in diesen blonden Alfred verliebt, den du gar nicht mochtest — und so eigensinnig wie ein rechtes Mädel an ihm festgehalten — und nun ist er mein Mann! — Ich hab' aber nicht anders gekonnt, Vater; bei meiner Seel' und Seligkeit, ich hab' nicht anders gekonnt!"

Weißdorn sah ihr, während sie sprach, mit den nur halb geöffneten Augen unverwandt in die braunen Sterne und auf den rosigen Mund. „Hm!" sagte er dann nur weich und tief, zu sich selber sprechend.

Sie wartete, was er wohl weiter sagen würde; es kam aber nichts. Endlich faßte sie sich ein Herz und flüsterte: „Ich hab' dich lieb. — — Vielleicht hast du doch auch noch einmal dein verachtetes Mädel lieb."

„Kind!" fuhr er auf. Er schwieg dann wieder, schaute wieder nur. Ihm war an diesem Tag etwas aufgegangen, unter widerstrebenden Gefühlen, endlich williger; schon am Morgen, vor dem Altar der protestantischen Kirche hatte es begonnen, beim Festmahl hatte es fortgewirkt; nun sah er es zum drittenmal, an demselben Platz: auf Inas Gesicht. Etwas wunderlich Rührendes: das junge, weltvergnügte Schelmengesicht wie über Nacht frauenhaft geworden; nein, viel mehr noch als frauenhaft: andächtig, feierlich, fromm. Nicht die gewöhnliche Allerweltsrührung, wenn die Mädels heiraten; etwas Wunderbares ... Auch Alfred, neben ihr vor dem Altar, hatte ihm gefallen; ein edler Ausdruck, ein schöner Anblick. Aber das

Mädel — dort und nun hier — als wäre sie um Jahre älter geworden — als wäre ihr im Traum ein Engel erschienen: rüste dich für morgen, das ist für dich ein heiliger Tag! — — Oder habe ich sie früher nie so angesehn? dachte er beklommen. Hat das, auch ohne Engel, lange in ihr gesteckt? Hat sie sich von selber vorbereitet, so ganz still in sich, das Wettermädel — auf einen großen Beruf, den ihr Gott gegeben? — Es ist ja wahr, die Frauen machen's. Durch sie wird's die Ehe. Nur die Frau nimmt's heilig. Wie das Kind nun dasteht! eben einundzwanzig alt! — Hat sie recht gewählt? Hat sie falsch gewählt? Wer kann das heute wissen. Aber wie ihr der Ernst aus den Augen schaut, das Pflichtgefühl, der Beruf — der Wille — wie ein Mann!

Er nahm ihren Kopf zwischen seine Hände; zart, mit Hochachtung. Er küßte sie auf die Stirn. Sie fühlte, daß das nach diesem langen Schauen und Schweigen seine Antwort war; sie hielt selig still.

„Nun habe ich auch noch eine Bitte," sagte er endlich und lächelte. „Die kommt aus einem Vaterherzen; damit weißt du alles. Kurz — ich meine dir's gut! — Dein Alfred also. Er hat dich lieb, das merkt man. Und er hat ein gutes Gesicht. Das hab' ich heute so deutlich gesehn wie noch nie. Aber, natürlich, wir sind alle Menschen! Du auch. Nach den Flitterwochen — da rennt man gegeneinander; besonders so junges Volk. Wird auch euch geschehn. Sollte er dir's aber einmal etwas gar zu arg machen — das ist meine Bitte — dann denke, daß du einen Vater hast. Dann komm

zu mir, Kind, und sag mir's; ich werde dir schon helfen!"

„Verzeih, lieber Vater," erwiderte sie sanft, die Hand auf seinem Arm. „Du bist so lieb; ich dank' dir. Aber schau, wenn's einmal so käme — ich glaub's ja nicht — aber kommen könnt' es — dann machen es gute Eheleute im stillen Kämmerlein ab, ganz allein. Alfred und ich, mein guter Vater, werden es so halten!"

Weißdorn starrte sie wieder an. Sie hatte wieder etwas in den Augen — — Er griff an seine Krawatte und an seinen Frack; verlegen vor seinem Kind! — Wie so ein Mädel das sagt! dachte er. Was sie alles weiß. Hat wohl wieder recht. — Hätte ich nur geschwind zum Abschied noch ein ganz gescheites, unwiderlegbares Vaterwort!

Er streichelte ihre Wange, gewann sich ein neues herzliches Lächeln ab: „Hast recht, Mädel. Haltet es so. Ich habe mich wohl etwas unklar ausgedrückt; so war's nicht gemeint. Denn was ich eigentlich sagen wollte" — er streichelte sie wieder — „zwischen uns war's nicht immer schön. Da gingst du dann lieber zu Tante Tine, der vertrautest du alles an, die hatte dein Herz, die wußte alles. Das — macht eifersüchtig. Dann will ich also meine Bitte so ausdrücken: könntest es nun mit mir auch so halten wie mit Tante Tine. Wenn es dir so recht gut geht — oder auch mal traurig — kommt vor — dann gib mir auch meinen Teil davon. Willst du?"

„O wie gern, wie gern, Vater!"

Sie warf sich ihm an die Brust. Er umarmte sie, mit einem langen Kuß. Es war ihr wie ein Traum; so hatte er sie seit vielen Jahren nicht geküßt.

* * *

Monat auf Monat wanderte seit der Hochzeit dahin, und alles ging seinen guten Gang; nur eines wollte dem Vater Weißdorn bald nicht mehr gefallen: daß Alfreds Reisen „ins deutsche Volk" nicht aufhörten, und daß Ina dann mitging, vier, fünf, auch sechs Wochen lang. Dann war die hübsche, trauliche Wohnung der jungen Eckards in der Nachbarschaft, in derselben Widenmayerstraße an der Isar, für ihn wie eine Friedhofskapelle, an der er ungern vorüberging; er wanderte nach der andern Seite, stromauf. „Was hat das Mädel so lange da draußen in alten Nestern, in Dorfwirtshäusern, in Lüneburger oder andern Heiden zu hocken?" brummte er dann wohl in seinem Hünenbaß zu Albertine, die in geräuschloser Wehmut seinen blauen Zigarrenrauchwolken nachsah. „Sie schreibt ja keine Bücher. Sie gehört nach München!"

„Das Mädel ist aber seine Frau," antwortete Albertine.

„Wenn er aber in die alten Nester kriecht" —

„Die sind malerisch, interessant; da lernt sie was. Wie schreibt sie entzückt davon."

„Dann ist sie aber nicht hier!"

„Dann schreibt sie doch Briefe, Karl. Amüsante Briefe."

„Na ja, sie hat das Talent. — Zu wie vielen Dingen

hat dieses Frauenzimmer Talent. — Aber ich sehe sie nicht. Man hat sich so gewöhnt!"

Zuletzt stand er mit einem Brummton auf, der ein Seufzer wurde, und ging in seine „Bude" zurück. Albertine sah ihm dann wohl lächelnd nach: Nun denkt er wohl wieder, die Tine empfindet das nicht so schwer, darum klagt sie nicht. Ach, mein lieber Karl! Wie viele Jahre hast du das Mädel gehabt und hast räsonniert und hast sie so schön entbehren können, daß ihr das Herzerl geblutet hat. Und nun, da du sie glücklich los wärst, nun heult der freie, stolze, starke Mann wie ein Schloßhund: sie gehört nach München! — Ja, so sind die Männer!

Weißdorns Seufzerzeit hatte wieder einmal aufgehört, die Jugend war wieder eingerückt; sie brachte förmlich Altnesterluft, Bergluft und Provinzluft mit, so schüttete sie ihr Erlebtes aus, die immer beredtere Ina voran. Der wohlgemute Vater hatte das am ersten Abend in seinem Speisezimmer mit dem heitersten Behagen genossen; am nächsten Nachmittag schlenderte er isarabwärts, um sich bei einem Gegenbesuch weiterzufreuen; denn „man hat sich halt so gewöhnt!" Als er in den kleinen Salon trat, der auch den Blick auf die Maximiliansanlagen mit dem neuen Villenviertel hatte, sah er niemand, hörte aber Stimmen: nebenan in Inas „Schmolloir" — so nannte sie ihr Boudoirchen — klangen Inas helles und Albertinens tieferes Organ gemütlich ineinander. Die Tür war offen, er sah aber die Frauen nicht; er blieb noch stehn. Ina sprach so hübsch! Und das ist so wahr, dachte Weißdorn,

was mir einmal dieser Schauspieler sagte: wie eine Stimme ist, das fühlt man erst so recht, wenn man den Menschen nicht sieht; also der Schauspieler zwischen den Kulissen — ich hier! Muß ein wenig horchen. Geheimnisse reden sie ja nicht; über den „süßen Mann“, den Alfred; der ist also nicht dabei. Na, das darf ich hören. Noch so glücklich, Mädel? Zwitschre nur, und wenn es auch das alte dumme Flitterzeitenglück ist; es klingt so gut!

„Nun freue dich aber auch, daß du wieder hier bist,“ sagte Albertine.

„Ach, ich freu' mich ja,“ zwitscherte die junge Stimme. „Ich hab' euch so lieb und ihr seid so gut! — Aber das ist nun wahr, Tante Tine: jetzt kenne ich ihn erst ganz, seit ich mit ihm studieren gegangen bin als sein Kamerad. Er hat so tiefe Augen, sagtest du am Hochzeitstag; wenn du nur einmal sähst, wie er damit in die Menschen, in die Seelen guckt! Wie er ihnen alles abguckt, weil er auch alles mitfühlt, miterlebt — wie ein Bruder, glaub mir's. Ich stehe oft da und schüttle den Kopf: so jung und so reif! Er wächst jeden Tag. Er ist wie ein junger Meister unter all den Menschen. Es ist eine Wonne!“

Wie sie an ihm hängt, dachte Weißdorn mit Eifersucht.

„Er wächst so,“ sagte Albertine, „weil du ihn so glücklich machst.“

„Ach, sprich nicht von mir. Er, der Alfred macht. Er macht mich zum Menschen! — Ich bin doch auch wahrheitsliebend, nicht? Aber wenn es so schwer

wird, weißt du — wenn die Notlügen so in der Luft liegen und einen förmlich umflattern — dann hab' ich mir oft auch eine gegriffen; anders geht's nicht, denkt man. So denkt Alfred nicht! Als hätte er seinen Pakt mit Gott, wie andre mit dem Teufel. Lieber ein Märtyrer der Wahrheit, denkt er, als eine bequeme Lebensreise mit Notlügen! Und da kann dieser weiche Mensch so fest und so ehern sein; immer mit dem guten Gesicht. Und kann mich, wenn ich geschwindelt hab', so rührend engelhaft anschauen — mit den tiefen Augen — daß man sich schämen muß und sogleich zehn Prozent besser werden; und ihm in die Arme fallen und ihn schrecklich lieben!"

„Kurz," sagte Albertine — sie schien dabei zu lächeln — „er veredelt dich."

„Ja, das tut er. Das war's, was ich dir sagen wollte. Mein Leben ist so wunderbar! — Ob es wohl viele solche Männer gibt? Tante Tine, glaubst du das?"

Jetzt wird's brenzlig, dachte Weißdorn, der noch immer lauschte. Der Horcher an der Wand hört seine eigene Schand'! Er räusperte sich laut, so als käme er eben, und trat in den „Schmollwinkel" ein. Er grüßte; als er nun die beiden sah, die große, ehrenfeste Gestalt der Schwester, die noch mädchenhaft liebliche der Tochter mit den verklärten, wahrheitstrahlenden Augen, sagte er zu sich: Nein! mit so einer Lüge wie das eben ankommende Räuspern will ich nicht herein! „Ich bitte um Vergebung, ich habe gehorcht," fing er an zu sprechen. „Es — ging mir so zu Herzen, was das Kind da sagte; da steht man und will immer mehr

und geht nicht vom Fleck. Hätt'st aber auch warten können, Kind, bis ich mit dabei war; weißt du nicht mehr, was du deinem Alten am Hochzeitstag versprochen hast? Wenn mir's so recht gut geht, hast du mir versprochen, dann sollst du es ebenso hören wie die Tante Tine!"

Ina lächelte: „Du solltest auch —"

„Verzeih, Bruder," warf Albertine dazwischen. „Ich bin dir hier zuvorgekommen; das ist mein altes Mutterrecht. Wenn du übrigens eben gehört hast, daß Alfred sie veredelt —"

„Ja, das hab' ich mit gemischten Gefühlen gehört."

„Dann kann ich dir zur Ergänzung erzählen, daß Alfred mir vor einer Stunde gesagt hat: du glaubst nicht, wie sehr Ina mich veredelt!"

Ina warf ihre Hände weg: „Ach, das ist dummes Zeug. Er lügt!"

Weißdorn lachte auf, daß es schallte. „Der Märtyrer der Wahrheit!" — Er stellte sich dann aber ernsthaft, gerührt vor die sitzende Ina hin, sah auf sie hinunter. Eine Weile sagte er nichts, es ward ihm noch immer schwer, über all das Ungeahnte, das er erlebte, frisch und frei zu reden. Es begab sich so gar nichts so, wie er es gedacht ... „Also, das ist das Neueste," brachte er endlich heraus. „Ihr macht euch zu Menschen."

„Er mich!" sagte Ina.

„Schon gut, schon gut. Wenn die Tochter etwas behauptet, muß der Vater kuschen. Aber seine Kameradin bist du; das sagst du doch selbst. Schau, wie du das sagtest, da wurde mir so eigen zumut;

das war es immer, was ich mir von der Ehe wünschte: die Frau mein Kamerad! Im Denken, im Tun, im Reisen, bei der Arbeit, immer! — Ist mir nicht geworden. So ein Bankmensch und Aufsichtsrat — wie soll mit dem die Frau so zusammenwachsen? Das konnte deine Mutter nicht. Das können die Frauen nicht. Aber da kommt nun so ein Fant, dieser Alfred — ich seh' ihn noch, wie er damals mit dem Onkel Eckard vom Untersberg herunterkam — und nimmt mir meine Tochter weg und schleppt sie in die deutschen Provinzen mit und macht sich eine Kameradin aus ihr . . ."

Es erregte ihn, er ging hin und her. Nach zwei Schritten mußte er wieder umkehren, für einen Riesen wie er war das Zimmerchen nicht mehr als ein Käfig. „Oder ist es auch nicht so arg damit?" sprach er weiter, als er wieder vor Ina stand. „Mit ihm studieren gegangen, sagst du. Aber du schreibst doch nicht seine Bücher mit."

Sie schüttelte lächelnd den Kopf: „Nein, Vater, das nicht. Da einer von den großen Professoren gesagt hat: das kann nur e i n e r in Deutschland! so hab' ich verzichtet. Ach, ich bin zufrieden! Alles was er denkt, was er will, trägt er ja zu mir. ‚Sag mir deine Meinung!' Jede Seite, die er schreibt, ich muß sie ja lesen; ich soll sie begutachten, ich darf sie heruntermachen; wenn ich ihm nicht die volle Wahrheit sagte, dann erschlüg' er mich. Er wird mich aber nie erschlagen, Vater; ich sag' ihm die Wahrheit!"

„Hm! — So steht es bei euch. — Er glaubt also, er hat was an dir."

„Ich versteh's ja nicht. Aber neulich hat er vor mir gekniet — wahrhaftig — und hat gesagt: du bist eigentlich gar nicht dumm!"

Albertine lachte.

Dem Vater war nicht zum Lachen zumut. Ihm fuhr durch den Kopf: Die habe ich, als sie sechzehn oder siebzehn war, ein Dummerchen genannt. Als Ludwig Eckard sie damals ein „süßes Mädel" nannte, da habe ich ihm verachtungsvoll zugestimmt: Na ja, und was wird aus dem süßen Mädel? Eine bagschierliche, fidele, in den Tag hineinlebende Frau! — Wie sie da nun sitzt. Wie die Augen leuchten ... Was für ein Mensch bin ich denn gewesen?

Er hatte für heute „Glück" genug. Er ging aus der Tür.

* * *

Nach getäuschten Erwartungen und geprüfter Geduld kamen zwei Erfolge zugleich: Alfreds zweites Buch, Inas erstes Kind. Die gemeinsamen Studienfahrten vergingen, dafür wuchs etwas Gemeinsamstes auf, dieses Menschenblütchen, das „Hedwig" getauft ward und, als es sprechen gelernt, sich Heiti nannte. Zur Taufe kam Eckard angereist, als „der andre Vater"; er, der nie ein Kind gehabt hatte, nahm dieses Ereignis ernster als die andern alle, er schaute das kleine Ding wie die Fortsetzung seines eigenen Lebens an. Er blieb sogleich wochenlang, um es zu „studieren"; aus dem Gesichtchen, das Großvater Weißdorn „nicht abschreckend", Albertine „verhältnismäßig ganz annehm-

bar" fand, sah Eckard nach acht Tagen schon die beiden Eltern und drei bis vier Großeltern heraus. „Du wirst dich selber noch in ihr finden," spottete Weißdorn, den diese Phantasien und Freuden seines alten Freundes sehr belustigten; und der Tante Tine versicherte er: „Eckard schnappt über. Nächstens überzeugt er sich, daß er der wirkliche Großvater ist!" — Es war aber auch ein feines, zierliches Blütchen, das da in seinem rosigen Wagen lag; man konnte schon nach der Ehre geizen, seines Vaters Vater zu sein. Es hatte blaue Augen wie Alfred und wohl auch blondes Haar wie er; das sollte sich aber mit der Zeit als mutterbraun erweisen. Es begann früh zu lächeln, wunderfrüh zu lachen; Eckard, der schon zum drittenmal zum Enkelbesuch gekommen war, stand triumphierend, strahlend dabei, als hätte er sie das Lachen gelehrt. „Sie lacht entschieden wie Ina," behauptete er. „Und ich über dich!" sagte Weißdorn.

Bei diesem dritten Enkelbesuch sollte Eckard nun freilich eine Erfahrung machen, auf die er durchaus nicht gefaßt war und die ihn fast in Fehdestimmung gegen seinen Liebling Ina Eckard brachte. Als „Großvater" hatte er die Neigung, das Kleinchen auf den Arm zu nehmen, zu herzen, herumzutragen; und hier fehlte es ihm nicht an Nebenbuhlern: Weißdorn und Albertine wünschten sich das gleiche. Diesem Wetteifer machte aber die junge Mutter ein Ende; beim zweiten oder dritten Versuch erklärte sie mit sanfter Stimme, aber entschlossen blitzenden Augen: „So, das war ein kleiner Hochgenuß für die Herren Groß-

eltern, eine Ouvertüre; die ist nun aus und vorbei!"

Onkel Eckard traute seinen Ohren nicht. „Aber Kind, welch ein Wort entfloh dem Gehege deiner Zähne? Auf die Ouvertüre folgt das Stück. Wir werden doch Hedwig Eckard noch hundertmal auf den Armen haben!"

Ina schüttelte ihr Gelock: „Nein, geliebter Onkel, entschuldige, das wirst du nicht. Dieses Kind habe i ch von Gott gekriegt, ich soll es groß machen, ich bin dazu angestellt. Ich soll's auf v e r n ü n f t i g e Art groß machen, nicht wahr? Gewöhnst du aber erst so einen Wurm, herumgetragen und auf den Armen gewiegt zu werden, und aus seinem Nest herausgenommen zu werden, sobald Kleinchen Lust hat und schreit, dann schreit es bald den ganzen Tag. Dann will es nicht stilliegen, wenn es liegen soll, dann will es nicht schlafen, wenn es schlafen soll; dann wird es ein ungesunder, kümmerlicher, unerzogener, unausstehlicher Balg!"

„Was die alles weiß!" sagte Albertine, mit einem mißvergnügten, seufzenden Lächeln. Sie sah wieder eine Entsagung vor sich und fing als Frau mit Widerstreben an, sich darein zu finden. „Das ist ja wohl die neue Zeit!"

„Das ist eine v e r r ü c k t e Zeit!" rief Eckard, der als Mann noch an seinen Sieg glaubte. „So ein kleiner, süßer Wurm ist doch auch ein Mensch! Er braucht Liebe; er braucht Abwechselung; er ist doch kein Koffer, den man einfach ins Drahtnetz legt. Die Natur hat

ihm seine Waffe gegeben, das Schreien. Wenn er sich vom Stillliegen angeekelt fühlt und demgemäß zu schreien anfängt, so erscheinen liebende Anverwandte und nehmen ihn heraus, tragen ihn eine Weile herum!"

Ina stellte sich vor Eckard hin, ihre Rehaugen fingen an zu wetterleuchten: „Und dann erscheint eine wahrhaft liebende Mutter und rettet das arme Kind!"

„So! Wie macht sie das?"

„Sie nimmt es dem teuren Anverwandten freundlich aus den Armen und legt es in seinen Wagen zurück!"

„Und wenn es dann wieder schreit?"

„Na, dann schreit's halt wieder!"

„Und sie läßt es schreien?"

„Teurer Onkel Eckard! Du hast gewiß auch von Affenliebe gehört. Dies ist aber doch ein Menschenkind. Und weil ich keine Affenmutter bin, hat Gott mir's gegeben, und ich werd' es schützen!"

„Da hast du's," schmunzelte Weißdorn. Die gemütliche Schadenfreude um den alten Freund versüßte ihm für den Augenblick sein eigenes Leid. „Die steht wie ein Soldat auf dem Posten; als Schildwache. Da kommst du nicht durch!"

Eckard zuckte die Achseln. „Na, und wenn es so ist," entgegnete er etwas gereizt, „wenn deine Tochter eine Schildwache, ein Soldat auf dem Posten ist, was fehlt dir dann noch an ihr? Dann steht sie ja ihren Mann!"

Das Wort traf den Alten. Er schaute wieder auf

diesen „Mann“, seine Ina, hin. Ihr Atem ging stark, ihre Wangen glühten; die Erregung hatte sie aber verschönt, sie stand wie ein holdes Gebilde da, mit dem reizenden Lächeln einer schonenden Siegerin. Ihn flog ein leises Grauen an; die wuchs ja, wie die Leute wohl in Märchen wachsen. Hatte er sich eben ausgewundert, so stand wieder etwas andres da! — Diese Kraft, diese heilige Willensstärke für das, wozu sie berufen war ...

Und dabei doch das „süße Mädel“. Ein Prachtstück der Natur! — Aus dem kleinen Grauen ward ein großer Stolz; er richtete sich unwillkürlich hoch und höher auf, als wollte er bis an die Decke reichen. Das ist meine Tochter! — Sie jetzt auf den Arm nehmen — plötzlich kam ihm das — sie statt der verteidigten Kleinen, und sie im Zimmer herumtragen wie in Kinderjahren! Kraft dazu hatte er genug. Er wagte es nur nicht. Zu viel Respekt ...

Er sollte bald noch andre Gefühle haben über dies sein Kind. Als seine eigene Frau dreimal Mutter wurde, hatte ihre Seligkeit, ihre warme, nur etwas nervenzarte Liebe zu den Kindern ihm das Herz erfreut; er hatte sie aber hingenommen als das Naturgegebene, Selbstverständliche, von dem weiter nicht zu reden ist. Er war jung und lebte in seiner Welt; ein rastloser Arbeiter, fast wie Gustav Köhler, wenn ihm auch nicht an Begabung gleich. Jetzt kam wieder etwas Neues mit Ina, das ihm zuerst nicht einleuchten, nicht gefallen wollte: sie, eine Bankdirektorstochter, eine Gelehrtenfrau, von Geldsorgen frei, sie führte

ihr Kind selber Tag für Tag in die frische Luft. Sie schob das Wägelchen, als wäre sie die Magd oder Bonne, an der Isar hin, in den Englischen Garten hinein oder drüben in den Anlagen herum; so viel sie sich auch in der Küche und im Haus zu schaffen machte — im „Tatendrang" ganz ihres Vaters Kind —, für eine lange Fahrwanderung mit der Kleinen hatte sie immer Zeit genug. „Laß mich nur, lieber Vater," sagte sie so sanft wie fest, als er im Anfang dreinzureden versuchte; „ich kann, ich will sie keinem gemieteten Menschen übergeben, und es ist mein Glück!"

Er äußerte wohl noch dies und das, sie stillte ihn mit freundlichen, liebevollen Worten, und zuletzt sagte er sich wie gewöhnlich: sie tut was sie will! Es reizte ihn aber doch bald einmal, ihr nachzugehn, ohne daß sie's wußte, sich ein Bild zu machen, wohin und wie; ob das junge Weib auch zu sorglos, zu weit in die Welt hinausfahre, ob es überall in dem großen Park noch geheuer sei. So zog er denn hinterdrein, sah ihr zu; freute sich wohl, wie die schlanke, schöne Frau dahinschlenderte, das Wäglein vor ihr her, wie sie zuweilen stehen blieb, zu dem Kindlein zu sprechen schien, es gegen die Sonne besser verwahrte, dann im Schatten wieder besser lüftete. Der alte Bankdirektor schüttelte aber seinen grauen Kopf: ich versteh's doch nicht! — Endlich kehrte sie um, und nun sah sie ihn. Sie grüßte mit der Hand, und sie kamen langsam aufeinander zu. Ihr liebes Gesicht leuchtete und blühte; in ihren Augen war aber etwas Fremdes, ein Glanz, ein — — er suchte Worte dafür, konnte

sie nicht finden. Wie er nun vor ihr stand, begriff er es vollends nicht; es war etwas Überirdisches, grade dieses Wort kam ihm in den Sinn, so wenig er dergleichen Überschwang liebte. Es schüchterte ihn beinahe ein, diesen Blick zu sehn. Es ergriff ihn aber. „Was ist dir?" fragte er endlich, da sie wie aus einem Traum zu erwachen schien.

„Was mir ist?" fragte sie zurück. „Warum meinst du?"

„Du sahst so — geheimnisvoll aus. — Hast wohl etwas ganz Besondres gedacht."

Sie lächelte verneinend. „Ich hab' nichts gedacht. Gar nichts!"

„Aber unglücklich warst du sicher nicht. Aus deinen Augen schimmerte — oder glänzte — ich weiß nicht was. — Du hatt'st ja förmlich andre Augen, Kind."

„Ach, Vater." Sie nickte. Sie wandte den Kopf nach dem Kind, das nun mit rosigen Wangen süß friedlich schlief. „Es ist ja auch so wunderbar. Dies Alleinsein mit diesem holden Geheimnis — das aus mir gekommen ist. Es nur anzuschauen; ganz drein zu versinken. Als ich jetzt zurückfuhr — du kamst — die Bäume und die Welt waren wieder da — — ich war so weit, weit weg gewesen; wie im Paradies. Oder als käme ich von einem andern Stern auf die Erde zurück!"

Der Alte sah sie erschüttert an. Ihm verging das Sprechen. Also das gibt es, dachte er. Das kann so eine Frau! Das kann meine Ina! — Ja, was können wir Männer dann mehr? — Ihm ging wieder ein

Schleier vom Leben weg: Daher kommt's dann wohl, daß so ein junges Wesen — — was die opfern können! Tag und Nacht so ein Kind betreuen, wenn es krank ist. Ohne Schlaf bestehn. Die Geduld behalten, wenn das Kind von Unart in Unart fällt. Immer mit Lust und Liebe erwachen, wenn sie's nähren müssen. Denn könnten sie sich nicht so hinopfern, was würde aus dem Kind? — Und da hat man all die Jahre gedacht: nu ja, das ist halt so eingerichtet. Dafür sind diese untergeordneten Wesen da. Oder man hat auch nichts gedacht! — —

„Ina! Darf ich auch einmal schieben?" fragte er, nachdem er sich durch dieses neue Wunder hindurchgedacht hatte. „Gönnst du mir ein Stückchen von deinem Glück?"

Sie lächelte und nickte. Es war ein so eigen gemischtes Lächeln: kindlich-mütterlich.

In schweigsamer, schöner Dreieinigkeit zogen sie heim.

Diesem ersten Kind, der Heiki, folgte nach anderthalb Jahren der Bruder; der ward Helmut genannt. Während die Schwester nach dem Gehen das Laufen und das Plauschen lernte, nährte er seine junge Schönheit — anders nannte Eckard die Wohlgeformtheit dieses „Raffaeliten" nicht — an der Mutterbrust. Es war ein Zwiegespann, auf das Eltern und Großeltern wohl stolz sein konnten; sie waren es auch Tag und Nacht. An Helmut war die Schädelwölbung, die „Kuppel" das Erstaunlichste; sie erregte in Eckard ungezählte Phantasien, die aus dem kleinen Mann einen

Philosophen, einen Dichter, einen Beethoven, einen Michelangelo, einen Bismarck machten. Albertine sog aus seinen Augen, die bald so merkwürdig schauten und forschten, zuerst noch gemäßigte, zuletzt übermenschliche Erwartungen. Alfred nahm ihn als Ganzes an sein Vaterherz; jetzt hatte er dieses Herz erst ganz entdeckt, wie Ina behauptete, die in Heitis erstem Semester versichert hatte: „Wenn die morgen vertauscht würde, Alfred merkte es nicht!" Solche Angriffe ertrug er als Philosoph; er, der nicht versäumt hatte, zugleich mit dem Buben einen dritten Band (zunächst einen Halbband) seines großen Werks herauszugeben. Nun gab er sich um so froher und freier der Wonne hin, ein junger Vater zu sein; halbe, auch ganze Stunden lang konnte er es dem Eckard gleichtun, den kleinen Werdenden zu studieren, sonnige Zukunftsträume um ihn her zu weben. Auch der Dichter erwachte im Gelehrten von neuem; aus dem ersten süßen, unverständlichen Vogelgeschwätz des Knäbleins wurden im Vater Verse, Fragen an das Schicksal. „Gli" war sonderbarerweise der erste erkennbare Mehrlaut, der aus der kleinen Kehle kam; wenn ihm bald auch andere folgten, er kehrte immer wieder. Als Alfred wieder einmal lange vor Helmütchen stand, der in seinem Wagen schaute, lachte, in seiner krähenden Weise sang, sang der Vater zurück:

„Gli!" Du krähend, plauschend Bübchen,
Immer singst auch wieder „Gli".
'S war dein erster Ton, du Liebchen;
Anfang deiner Melodie?

Was wird folgen? wie wird's werden,
Deines Lebens Schicksalslied?
Nur ein nichtig „Gli“ auf Erden,
Oder auch ein nützlich G l i e d?

Wirst du doch nur G l i m m e r geben,
Oder wird es g l ü h n in dir?
Glitschest du nur einst durchs Leben,
Oder glückt dein Leben dir? —

Deine blauen Augen schauen
Still mich an, mit tiefem Blick.
„Vaterherz, kannst auf mich bauen;
Was ich sein werd'? Euer Glück!“

* * *

Könnte doch der Mensch so reines, ungemischtes Glück ungetrübt behalten! Aber die Welt, die uns umgibt — vielleicht ist sie nur die e i n e, die sichtbare, es könnte ja noch andre, für uns unsichtbare geben — diese Welt ist für Werden und Vergehen gemacht. Schaust du näher zu, so wohnt freilich auch im Vergehen das Werden; und ein beglückender Zustand, der wie etwas Gestorbenes zerfällt, verwandelt sich etwa nur in einen andern, dunkler gefärbten, wehvoll tragischen, der aber doch beseligend lebt. Denn was uns erhöht, das beseligt auch; wo das Schicksal uns größer zu werden zwingt, da bildet es in uns mit schauriger Macht eine erhabenere Form des Glücks, wenn sie auch statt Sonnenscheins die ungeheuerlich nächtlich strahlende Pracht des Nordlichts erhellt.

Etwa anderthalb Jahre waren seit Helmuts Geburt vergangen; nur kleine Kinderkrankheiten hatten

das häusliche Idyll gestört, Groß und Klein blühten und gediehen. Der Sommer war wieder da, Berchtesgaden winkte; Weißdorn war aber unternehmend geworden. „Kinder," sagte er, „was hocken wir immer in der weißen Villa? Berchtesgaden wissen wir auswendig; oder wie jener Jüngling sagte: ‚meine Mutter, die kenn' i schon'. Gehn wir heuer anderswohin, wo wir noch nicht alle Berge bestiegen haben! Eckard hat sich angemeldet, ich werde ihm schreiben: Auf nach Trafoi oder Sulden, am Ortler! Da gibt's Prachtpartien, Riesengletscher, die wunderbare Straße aufs Stilfser Joch. Die Kleinen sind geborene Reisende. Die Hotels sind gut. Tante Tine freut sich, sie lächelt schon. Ich zahle alles, für die ganze Bande!"

Ina nickte dankbar; dann schaute sie aber fragend auf ihren Mann. „Lieber Vater," nahm Alfred das Wort, „deine Großmut kennt wie gewöhnlich keine Grenzen; im Namen der Familie Eckard ziehe ich den Hut ab. Eigentlich war mir grade heuer Berchtesgaden recht: ich hab' viel zu tun. Der zweite Halbband vom dritten will nicht fertig werden —"

„Papperlapapp!" fiel Weißdorn ihm ins Wort. „Laß warten, laß warten; du arbeitest dich tot. Dein Gesicht wird so geistig ... Grade von dir, muß ich sagen, hatte ich das nicht gedacht, dieses rastlose Büffeln! Aber die heutige Jugend —"

„Du warst ebenso," bemerkte Albertine.

„Na ja. Ich bin dann aber zur Vernunft gekommen. Aber Gustav Köhler zum Beispiel: eine Gehirnhautentzündung hat er sich schon herangebüffelt; hat ihn

das belehrt? Ich höre, er schanzt wieder ebenso weiter, als könnte er die zweite nicht erwarten. Dich, den Verfasser der Kulturgeschichte, wollen wir gesund behalten! Ruhige Zimmer für mäßig arbeitende Gelehrte gibt es auch in Sulden. Einen Arzt, für die Kinder, gibt es auch. Alles spricht für Sulden! Wer nicht?"

Weißdorn sah im Kreis umher. Die Frauen stimmten zu. Alfred lächelte. „Ich füge mich dem Schwiegervater —"

„Und der Mehrheit," sagte Albertine.

Weißdorn hob die rechte Hand: „Und der Vernunft!"

Eine Woche später waren sie in Sulden, mit Kindern und Kindsmagd; Eckard fehlte nicht. Er war nur der Kleinen wegen gekommen, wie die Großen behaupteten; seine Geschicklichkeit, überall, wo die Kinder waren, aufzutauchen, stimmte wohl dafür. Mit dem eifrigen Fußgänger Helmut marschierte er, mit Heiti führte er lange Gespräche; denn die nun dreijährige Heiti war redselig geworden, und wenn sie nicht schlief, so plauderte sie. Ihr Köpfchen hatte sich seit dieser Reise dem „Warum" ergeben; warum? fragte sie auf Schritt und Tritt. Sah sie einen neuen Menschen, so fragte sie zuerst: „heißt er?" was sagen sollte: wie heißt er? Hatte Eckard ihr dann einen Namen genannt, so fragte sie: „Warum?" Ihre Bildung nahm täglich zu, sie unterschied schon Bayrisch und Hochdeutsch; sie tat es aber mit Betonung des Sittlichen: „Nur die dummen Kinder sagen ‚na', die braven Kinder sagen ‚nein'." Sie erfand schon Märchen, die

sie endlos dehnte. Wenn Groß-Eckard — so nannte sie den Alten — ihr etwas aus der Naturgeschichte klarzumachen suchte, so erwiderte sie wohl in einem süß erwachsenen Ton, der ihn beglückte: „Hast du mir eben ein Märchen erzählt?" Und doch sprach sie noch von „lafen" statt schlafen, sagte „la" für ja; und als Eckard sie vor einem Monat gefragt hatte: „Heiti, was hast du morgen?" hatte sie geantwortet: „Ich burts mein Tag!"

Ich hab' meinen Geburtstag, sollte das bedeuten.

Alfred trat um Mittag ins gemeinsame Wohnzimmer, es war der achte Tag des Suldener Aufenthalts; Eckard und Heiti lagen auf dem Fußboden und erzählten sich Geschichten, mit und ohne Sinn. Alfred kam aus seiner Stube, er hatte sich müde gearbeitet, wollte ein wenig bei den Kleinen rasten. Als Hedwig ihn sah, versteckte sie sich, was sie gerne tat, hinter Eckards Rücken; man sah aber noch das halbe Kind. „Onkel Eckard, wo ist die Heiti?" fragte Alfred dennoch.

„Ja, wo wird die sein?" erwiderte Eckard. „Fort!"

Hedwig hob ihr Köpfchen ein wenig: „Ja, die ist fort."

„Wohin?" fragte Alfred.

„Nach München, wo die all Menschen sind!"

Alfred glaubte es nicht und suchte sie; endlich fand er sie und hob sie hoch empor. Sie jauchzte. „Papaputi," sagte sie dann (sie hatte Papa und Mama in Papaputi und Mamamuti verlängert), „hier sind *auch* viele Menschen. Heut' geh' ich auf den Vorplatz und denk', das ist die Groß-Tine, die da steht — und auf einmal ist es eine wilde fremde Dame!"

Weißdorn trat ins Zimmer; „Schwiegersohn, ich suche dich," sagte er zu Alfred. „Schau dir dieses Wetter an! Das ist doch hingemauert wie für einen Monat, so dauerhaft. Ihr Männer, wie wäre es, wenn wir diesem Ortler da, der uns so unverschämt majestätisch in die Fenster guckt, endlich auf den Leib rückten? — Ina will nicht so lange von den Kindern fort; und Albertine mag die hohen Berge so wenig wie die Männer. Aber wir drei!"

Eckard wehrte ab: „Ich nicht. Ich befinde mich hier am Fußboden besser, mit den kleinen Eckards."

„Du Kinderfex!"

„Mir gemütlicher als Bergfex. Der Ortler kann nicht plauschen!"

Weißdorn gab den Kinderfex mit einer vernichtenden Armbewegung auf und wandte sich zu Alfred: „Also du und ich! — Heute nachmittag bis zur Payerhütte; da wird übernachtet. Morgen früh hinauf, nur noch drei, vier Stunden. Wir nehmen zwei Führer mit. Morgen abend oder übermorgen sind wir wieder hier. — Was schüttelst du den Kopf?"

„Lieber Vater, ich kann nicht; verzeih. Ich habe nur die Arbeit im Kopf. Es sind so schwierige, delikate Sachen —"

„Ich finde dich doch h i e r? in Vaterfreuden?"

Ina war in die Tür getreten, sie blieb dort stehn. „Ein kurzes Ausruhen, Vater," erwiderte Alfred. „Dann setz' ich mich wieder hin. Denn die Arbeit träumt in mir weiter —"

„Ja, ja, ja! Der Träumer!" — Weißdorns blaß-

rötliche Haut ward dunkler; ein inneres Gewitter stieg ihm ins Gesicht. „Ihr seid mir die Rechten, du und Ina; Ina nur noch für ihre Brut, du für deine Träume! — Delikate Sachen, das glaub' ich gern; aber so eilig wie die Gründung des Deutschen Reichs oder wie die Erfindung des Telephons sind sie ja doch nicht. Zwei, drei Tage heraus! Das tut dir gut und der Kulturgeschichte nicht weh!"

„Verzeih, Vater —"

„Ach was verzeih. Du wirst käsig; erhole dich. Dieser alte Mann" — Weißdorn deutete auf sich —, „damit sein Rheumatismus nicht Herr wird, nimmt er sich zusammen und holt sich frische Kraft da oben auf den Bergen!"

„Verzeih: das ist wohl für d i c h, aber nicht für mich. Meine Nerven sind herunter, ja, das geb' ich zu; sie sind bei dem Gehirnverbrauch zu zart und zu fein geworden. Da peitscht man sie nicht auf, Vater! Viertausend Meter hinaufzukraxeln, das ist nichts für sie!"

„Das sagst du mir, dem alten, erfahrenen —"

„Du bist ein Athlet, ein Riese, du fühlst es nicht!"

„So, so, so! Ich fühl' es nicht!"

Weißdorn lachte auf; es war aber das unheimliche Lachen des Zorns, der wie die aufwallenden Kräfte im Vulkan einen Nebenausgang sucht. In starklebigen und starrsinnigen Menschen geschieht's nur zu oft, daß sich noch einmal alles aufbäumt, was scheinbar besiegt war, und die Dämme durchbricht, die eine bessere Einsicht langsam fortschreitend aufgerichtet hatte.

Weißdorns Selbstgefühl hatte sich lange und tief gebeugt, auch vor Alfreds Geist, Alfreds Seelenadel; je mehr er ihn nun aber nervenzart, übergeistigt sah, desto stärker war der alte Widerspruch, der Gegenwille erwacht. Doch, doch, doch ein Träumer ... „Also ich fühl' es nicht!“ rief er nochmals. „Ich bin nur Athlet, was so feine Nerven brauchen, das versteh' ich nicht! — Dann muß ich also abdanken, mich zurückziehn, in mein Nichts; natürlich. Dann bleibt der Mann des Geistes bei seinen Phantasien und Büchern, und der Mann des Kraxelns kraxelt allein auf den Ortler hinauf!“

Alfreds etwas blasses Gesicht erglühte. „Vater! Nimmst du es s o? Nun, dann geh' ich mit!“

„Nein, nein, nein!“ rief Ina. „Vater, es ist nichts für ihn; glaub mir doch, jetzt nicht. Er braucht Stille! uhe!“

Weißdorn lächelte grimmig: „Da hörst du's — dein dich anbetendes Weib. Die ist gut gezogen. Ihr bleibt also im Nest, und ich fliege allein!“

„Ich geh' mit,“ wiederholte Alfred; „bitte, red' nicht mehr so. Es ist abgemacht!“ Ina wollte widersprechen, er bat sie durch eine starke Gebärde, zu schweigen. „Ich w i l l! Bitte, laßt mich. Ich w i l l! Wenn wir wiederkommen, denkt der Vater anders über seinen Sohn. Habe ich vielleicht nervös gesprochen, war's nicht so gemeint. Ich bestelle die Führer. Zu wann? Mir ist alles recht; ich bin stets bereit!“

Ina sah, wie es in seinen Augen brannte — ein edler Stolz —, ihr verging der Mut, noch dreinzureden, sie schwieg. Eckard sagte ein gutes, den Humor weckendes

Wort. Weißdorn faßte sich, er hatte doch gesiegt. Am Nachmittag rückten die beiden aus, mit ihren Führern, völlig ausgerüstet. Ina und Heiti gingen eine Strecke mit; Helmut, auf Eckards Arm, winkte mit dessen Taschentuch.

Wozu mich sorgen? dachte Ina, sich zur Tapferkeit zwingend. Wenn's nun doch schon sein muß. Wohl wird es ihm nicht tun; aber ein so guter Bergsteiger wie er. Und die erfrischende Luft jetzt. Die Veränderung. Vielleicht stärkt's ihn doch!

Sie hatte aber doch eine schlechte Nacht.

* * *

Am Abend des nächsten Tages kam einer der Führer allein zurück. Er fand Ina mit Albertine und Eckard im Zimmer; er berichtete, es sei etwas geschehn, aber auf die Letzt' sei's noch gut gegangen. Heut' in aller Früh' seien sie von der Payerhütte aufgebrochen; der Herr Doktor Eckard sei wohl nicht gut von Farbe und offenbar etwas matt gewesen, aber gut ausgeschritten; „nur vorwärts, Vater, ich bleib' nicht zurück!" Darauf sei aber eine Gletscherspalte gekommen; und wie es da zugegangen, könne niemand sagen; ein plötzlicher Schwindel? ein Ausgleiten? oder was? Der Herr Doktor sei hineingestürzt; den andern Führer, an den er angeseilt war, der schon hinüber war, hab' er mitgerissen. Ja, nun helfen! Der Spalt war tief. Die beiden nicht ganz hinuntergefahren, jeder an einem andern Platz festgestemmt, mit Arm und Bein, und nicht losgelassen; aber das Seil der beiden andern zu kurz. Er, der Führer, zurück bis zur Payerhütte;

Hilfe geholt, Männer, Seile, alles. Derweil aber die Abgestürzten Stund' um Stunde so eingeklemmt, halb erfroren; wohl auch noch tiefer hinabgerutscht.

Ina war, als müsse sie sterben; Eckard hielt sie im Arm, Albertine labte sie. Endlich hatte sie alles gehört: beide glücklich hinaufgezogen, beide noch am Leben; aber Alfred bald, plötzlich, von einem „schreckbaren" Schüttelfrost ergriffen und von Irrereden in ebenso schreckbarem Fieber. Bis zur Payerhütte hatten sie ihn, wie den andern, den fast erstarrten, auf einer Trage gebracht; dort blieben sie nun die Nacht, Weißdorn mit ihnen.

Für Ina eine trostlose Nacht! Am Morgen stieg sie hinauf, sie war nicht zu halten; Eckard und der Führer mit ihr. Auf halbem Weg kam ihnen der Zug der andern entgegen; Weißdorn aufrecht, aber fast wie ein Geist, die beiden Geretteten auf ihren Tragen; Alfred delirierte. So zogen sie nach Sulden zurück. Der mithinabgerissene Führer, ein Bild der Kraft, von einer starken Erkältung ergriffen, erholte sich geschwinder, als ein Mensch erwartet; Alfred, den die wildeste Lungenentzündung schüttelte, lag lange zwischen Leben und Tod. Die Krankheit hatte einen wehrhaften, aber durch Arbeit geschwächten Körper überfallen. Sie gab ihn endlich auf, aber gab ihn weiter.

Inas Hoffnungen täuschten sie. Die Lungenentzündung hatte ausgetobt, an ihre Stelle war in dem Halbverzehrten die rastlos weiterzehrende Lungenschwindsucht getreten.

* * *

Alfred saß in München in seinem Zimmer, im Lehnstuhl, lange Wochen später. Auf einem Hockerl neben ihm, unter ihm, saß Ina; sie hielt seine niederhängende Hand, sie sah mit blassen Augen in sein bleiches, magres, schmerzerweckend edles Gesicht. An wie vieles sich auch der Mensch gewöhnt, sie staunte immer wieder, daß ihr das geschehn war: ihr von Sonnenlicht umstrahltes Leben so zu Nacht geworden, so lebendig tot. Alles sonst wie vordem, nur eines nicht; aber dieses eine wie die weitschattenden Flügel des Todes über allem, von der goldenen Sonne trennend und vom blauen Himmel. Oder, wie es ihr aus Walthers von der Vogelweide „O weh"-Gedicht entgegenklang, das sie mit Alfred gelesen, das sie halb gelernt hatte:

Die Welt ist außen schöne, weiß, grün und rot,
Und innen schwarzer Farbe, finster wie der Tod.

Ach, ging ihr durch die wunde Brust, muß es denn so sein? Hatten wir schon Glück genug? Hatten wir es nicht verdient, länger froh zu leben?

„Ich hab' eine Bitte an dich," begann Alfred plötzlich; er hatte mit geschlossenen Augen dagesessen, als kose schon der Schlaf mit ihm. „Eine große Bitte, meine süße Ina. Wenn sie dir aber nicht zu groß ist, dann kann es uns noch wiederkommen, unser altes Glück!"

Es ging ein leiser Schlag durch sie hin. Wie kann das wiederkommen? dachte sie und staunte ihn an. Seine blauen Augen, so schön wie je — ach, wie vieles andre war nicht mehr in der Blütenpracht, an die sich

einst ihr junges Herz hingegeben hatte — seine Augen hatten ein Leuchten, das sie lange nicht gesehn; sie mußte fast weinen, so verklärend schön war's. „Mein geliebter Bub, was meinst du?" fragte sie, mit der heiter hellen Stimme, mit der sie nun immer zu ihm sprach, wenn ihr schwer ums Herz war. „Wie könnte mir wohl eine Bitte zu groß sein? jemals? Und nun gar für unser — o Alfred, wie das klingt — unser altes Glück?"

Er sah sie mit einem großen Lächeln an, das doch zweifelte: „Man weiß noch nicht, Ina. Und wenn dann auch du mir die Liebe tust, du, mein Kamerad, dann kommen noch die andern, die es besser wissen, die aus Liebe mit Liebe quälen — weil sie den doch nicht kennen, den sie quälen — und werfen sich auf dich: wie kannst du nur? — — Ich hab' alles getan, was ihr wolltet; oder hab' ich nicht? Als aus der einen Krankheit so allmählich, so wunderbar geschickt die andre wurde, hab' ich nicht all eure Ärzte über mich gelassen? Bin ich dann nicht mit dir, halbtot wie ich war, ins Coupé gestiegen, um nach Ägypten zu fahren, weil ihr's alle wolltet? Und als ich am Abend nicht mehr weiter konnte — und am Morgen auch nicht — und du mich dann selber batst: nein, nein, stirb mir nicht! bleib hier, bis du wieder nach Hause kannst! hab' ich dir dann nicht ungefragt versprochen: Und komme ich zu Hause wieder hoch, versuchen wir es wieder!?"

Sie nahm seine Hand wieder und küßte sie. „O, du warst der bravste Bub. — Aber weil du so viel sprichst, darum hustest du."

„Wenn ich erst meinen Willen habe, werd' ich nicht mehr husten. Das tut man, weil man als Kranker lebt; laß mich nur erst so leben, Ina, wie es in mir liegt, wie ich muß! — Hör mich ruhig an. Ich will mit dir und den Kindern und der Arbeit leben — voll, schön, selig leben — bis Gott sagt: genug!"

Ihre Augen ruhten bang auf ihm. „Wie — wie denkst du dir das?"

Alfred lächelte: „Ich rede nicht wieder irre, glaub das nicht. Ich kenne mich nur besser als die andern, ich sehe mich so hell und klar wie der Tag! — Und wenn ich nun wirklich bis Ägypten käme, ich, der nach Ruhe lechzt, dem vor Reisen graut — dort so weiterleben als Viertelsmensch, als Patient, als der gelähmte Adler in Goethes Gedicht? Wir zwei, ohne die Kinder, nach denen du vergehst —"

Sie schüttelte den Kopf.

„Und doch so langsam hinüberschwinden aus diesem halben Nichts in das ganze Nichts; denn hier innen, das heilt nicht mehr! Das ist aus. Ich fühle ja den Feind, wie mich selbst. Er siegt! Ihn durch meinen Willen bezwingen, wie Michael den Drachen mit seinem Speer, das kann ich nicht. Lach mich nicht aus: ich hab's versucht! Hab' so dagelegen, die Zähne aufeinander, und all meinen Willen angespannt, alle Seelenkraft, alle Bejahung des Lebens, Ina; ob ich diesen Lebensfeind so erdrücken oder verjagen kann! — Das war unsinnig. Mit kaum dreißig Jahren, denkt man — — Aber was kümmert's ihn,

wie alt ich bin?" — Er ergriff Inas Arm, mit einem herzerschütternden Feuer im Blick: „Eines kann aber der Wille doch: so drauf los aus dem Vollen leben, so gesund und so heiter leben, daß der Feind mir nichts antun kann, als mich langsam töten. Ina! Mein Werk vollenden! Eher sterb' ich nicht!"

„O du —"

„Eher sterb' ich nicht! — Ja, das Fieber weicht nicht; aber wie viele haben trotzdem bis zum Tod noch menschenwürdig leben, arbeiten, schaffen können; nicht so wie vorher, aber doch! — Ich habe keine blinde Hoffnung, wie so viele hatten; ich schaue meinem Schicksal fest ins Aug', wie ein Soldat, der die Schlacht verliert. Aber schaffen will ich! Mein Geist ist hell! Mein Herz ist heiter! Wenn ich dich nur hab' und mein Werk vollbringe — und dann sagen kann: ich hab' gelebt!"

Ina hatte sich ausgeweint, in so vielen Wochen; sie fühlte sich tränenleer. Nun feuchteten sich ihr aber doch die großen Augen; sie sank auf ihre Kniee hin. „Alfred! Du mein Gatte! Du weißt: dein Kamerad. Wo du hingehst, da geh' ich mit! Willst du hier bleiben und dein Werk vollbringen, so helf' ich dir, Tag und Nacht! Hab' dir schon oft geholfen; nicht? Was du brauchst, das weiß ich. Brauchst nur mehr als je! Deine lieben Augen zu schonen — ist etwas zu lesen, ich les' dir's vor. Willst du daraus Geschriebenes haben, das dein Buch zitieren soll, ich schreib' dir's heraus. Sind die fertigen Bogen in der Korrektur zu lesen, ich lese sie für dich." Sie lächelte, als wäre alles

ein Scherz: „O, ich kann so viel. Ich sage, wie Heiti zu *mir* sagt, wenn ich sie irgendwo helfen lasse: ‚bin ich dir eine große Hilfe, Mamamuti?‘ — Ja, ich kann dir helfen!“

Er strich ihr über das braune, süß lockige Haar. „Und die Kinder, Ina?“

„Die sollen nicht verkommen, sei ruhig. Ich hab’ Kräfte für zwei und für drei! Und was ich nicht kann — denn für *dich* alles, alles — da hilft Tante Tine!“

„Und wenn die andern dir sagen: er muß fort, tu ihm nicht seinen Willen —“

„Dann sage ich: ich hab’ nichts auf der Welt zu tun als seinen Willen, ich bin seine Frau. So würde er auch *meinen* Willen tun, wenn *der* das Höchste und Heiligste wäre; — oder würd’st du’s nicht?“

„Fragst du das im Ernst?“

„Nein,“ antwortete sie. „Ich weiß.“

„Und du verstehst — frag dich recht, ich bitte dich — du verstehst mich ganz? Daß ich nur *so* noch leben kann? Aber dann in Gott ergeben und mit Heldenlust?“ Er ergriff ihre Hand: „Und mit unendlicher Liebe?“

„Ja,“ sagte sie und stand auf, einen Schauer der Kreatur mit festem Mut unterdrückend. „Hab’ dich ganz verstanden.“

„Ina! Ich hab’ dich lieber als je!“

Er zog sie auf seinen Schoß, drückte sie an seine Brust. Sie fühlten sich so eins wie noch nie.

* * *

So begann nun Alfreds und Inas letztes und tiefstes Ineinanderleben; eine von der Wolke des Grams immer überschwebte, aber nicht zu teuer bezahlte, selig große Zeit. Nachdem Ina in einer schweren Nacht noch einmal die ganze Tragik des Falls und das Ungeheure ihrer Aufgabe durchempfunden hatte, entschlief sie endlich mit dem heiligen Entschluß, sich selber und alles dranzusetzen, daß Alfreds Lebenskraft geschont, gespart, gleichsam verlängert werde und sein Ziel erreicht; und um ihn und sich zu jeder Stunde daran zu mahnen, schrieb sie am Morgen auf weiße Blätter mit großer Schrift den Spruch des alten griechischen Weisen: „Nichts zu sehr!“ Den klebte sie dann in seinem und ihrem Zimmer an die Wand, auf die das Auge am meisten fiel. Seine Nächte gehörten heilig der Ruhe, vom Abend bis zum Morgen; damit die Arbeit ungestrafte Wonne bleibe, ward sie in einzelne Stunden zerteilt, zwischen denen er der von ihr überwachten, auch wohl verplauderten Rast oder dem Spielen mit den Kleinen lebte. Ina hütete ihn wie ihr Kind und liebte ihn wie ihren Gott. Es trug sie über alles Kleine des Lebens und alles Dunkle ihres Schicksals wie ein Zaubermantel das Glück hinweg, daß sie nun ganz die andere Hälfte, die Genossin war, daß sie ihm half wie je ein Weib ihrem Mann, daß sein Geist, seine Hand nichts tat, das nicht sein „geliebtestes zweites Ich“ mit ihm teilte.

Zu Alfreds selbsterwählten Aufgaben für sein Werk hatte auch gehört, alle die dunklen, getrübtesten, verwaschensten Reste heidnischen Fühlens und heidnischer

Erinnerungen, die im deutschen Volk noch unbewußt und traumhaft leben, bei seinem „Menschenfischen" in so vielen Winkeln des Deutschtums zu erspüren; jetzt lag ihm noch ob, sie in anschaulicher und anziehender Darstellung mit den bekannten, überlieferten Sagen und Mythen zu verbinden. Indem Ina ihm dabei in jeder Art an die Hand ging, wie sie ihm gelobt, und sich in die alte Herrlichkeit mit aller Andacht ihrer wissensdurstigen Jugend vertiefte, mußte es den beiden wohl oft geschehn, daß sie auf Bilder des hohen Sinnes stießen, mit dem die Germanen den Tod betrachteten und dem Schicksal standhielten. Dann fügten sich wohl ihre Hände zusammen, ohne daß sie's wußten; oder sie schauten sich über den Tisch hinüber an, tief Aug' in Auge, und fühlten sich als echte Nachfahren dieser alten Deutschen bluts- und geistverwandt. Es ergriff sie, wenn sie zusammen lasen, daß die Kimbern jauchzten, wenn sie in den Schlachtentod gingen, und jammerten, wenn sie auf dem Krankenbette sterben sollten. Es durchrauschte ihn wunderbar, wenn ihre goldige, wohl einmal leise zitternde Stimme ihm über die Walküren vorlas, aus einem neu erschienenen Buch: „Schöner ist der Tod niemals gedacht worden als in Gestalt dieser scharfäugigen Jungfrauen, die auf weißen Rossen, in wehenden Kampfgewanden, den Goldschild vor der Brust, den Goldhelm auf den Locken, mit geschwungenem Speer durch die Lüfte reiten . . ." Oder wenn sie ihm für sein Buch die altnordische Sage von Nornagest niederschrieb, dem „Gast der Nornen": wie die Nornen an seiner

Wiege als weissagende Frauen erschienen und ihm Gutes verkündeten; nur die dritte, die jüngste, verheißt ihm, daß er nicht länger leben soll als die Kerze, die über der Wiege brennt. Da löscht die älteste das Licht und gibt es der Mutter in Verwahrung; und Nornagest trägt die Kerze als erwachsener Sänger in seiner Harfe mit sich herum, vor König Olaf und andern alle die von ihm gedichteten Heldenlieder singend. Als er ausgesungen, hunderte von Jahren alt, des Lebens müde, entzündet er das Licht, und ruhig, erinnerungsreich schaut er in die Lebensflamme, bis er mit ihr erlischt.

„Ach, wer auch so göttlich schön vergehen könnte!" sagte Alfred, als sie ihm ihre Niederschrift vorgelesen hatte. „Aber nein, sei still: er hatte keine Ina. Und geht es mir nicht doch ähnlich wie ihm? Ich habe nur den Rest meiner Kerze früher angezündet — um mein Lied zu singen. Wenn ich ausgesungen habe, dann mag sie erlöschen!"

Ina sagte nichts; es lag aber auf einmal wie der Tod auf ihr, die ganze Not dieses Schicksals stand vor ihrem Herzen. Unter einem Vorwand ging sie hinaus, um sich nach so langer Enthaltung einmal auszuweinen. Als sie auf den Vorplatz kam, stand der Vater dort; der Unglückliche, der seit dem Suldener Tag wie mit einer schweren Gewissensschuld belastet umherging, keines Tages froh ward. Den Hut auf dem Kopf, den Mantel über die Schultern gehängt, hatte er dort schon eine Weile entschlußlos gewartet, wohl auch an Alfreds Tür gehorcht; der Hüne, in sich zusammengesunken, sah aus wie ein Mann vom Durch-

schnittsmaß. „Kind!“ sagte er nun leise, bittend, und zog sie in ihr Wohnzimmer, den „Salon“, in dem, da es Abend war, eine Lampe brannte. „Hätt'st du ein paar Minuten übrig, möcht' ich mit dir reden; denn — es treibt mich her — hat mich hergetrieben — ich hab' keine Ruhe. Ihr seid junges Volk! Ihr lebt nach eurem Willen, niemand kann euch hindern; aber ein bissel Vernunft, Vernunft! Da studiert und arbeitet ihr nun wieder in die Nacht hinein —“

„Du irrst, lieber Vater,“ sagte Ina sanft. „Wenn es Nacht wird — noch ist's Abend — dann ist's Feierabend und er legt sich schlafen.“

„Ihr übertreibt's! Ihr reibt euch auf, alle beide — du mit! Du in deiner Opferwut — — Schüttle nicht den Kopf. Was ich weiß, das weiß ich. Wenn er dann vielleicht liegt und schläft, setzest du dich wieder zur Lampe hin — Korrekturen lesen — stundenlang —“

„Ach, es ist ja die reine Wonne, Vater!“ fiel sie ihm ins Wort.

„Reine Wonne, sagt sie. Meine Tochter — mein einziges Kind!“

„Dein Kind ist ja glücklich. Ich reibe mich nicht auf; schau mich doch an; sieht so einer so aus wie ich? Ja, die reine Wonne, Vater. Es trägt mich so — du ahnst es nicht!“

Weißdorn stierte ihr ins Gesicht. Ja, sie blühte noch. Etwas Neues, Frauenhaftes, Heiliges war hineingekommen, nicht mit Worten zu Sagendes; sie blühte aber noch. Er konnte es nicht fassen. „Ich soll alles, alles erleben, was ein Weib vermag! — — Und

dabei hab' ich die Schuld. Wie soll ich das loswerden? Ina! Ina! Daß ihr nun so lebt — ich bin's —"

Sie hob die Hand gegen seinen Mund: „Du sollst nicht davon reden, nie mehr. Du hast mir's versprochen!"

„Ich hab' nichts versprochen. Du hast es nur verlangt, und ich hab' getan, was du willst — wie ich immer tue. Seit dem Suldener Mittag stets! — O was gäb' ich, was gäb' ich, Kind, könnte ich den Tag aus der Welt schaffen — oder deinen Alfred gesund! Ich hab' ihn hinaufgetrieben, gegen seinen Willen, gegen deinen Willen — und so in den Abgrund hineingetrieben —"

„Vater! Lieber Vater!"

„Laß mich. Ich will reden. Du, du, du — du bist die Krone aller Weiber und ich der erbärmlichste Mann!"

Er warf sich auf das Sofa, an allen Gliedern erzitternd, das Gesicht in die Ecke gedrückt. So hatte sie ihn noch nie gesehn. Ein hartes, trockenes Schluchzen kam aus seiner Kehle. Sie sank neben ihn hin, die Arme auf dem Sofa.

„Vater!" sprach sie mit dem weichsten Ton der Liebe; „wie kannst du so reden; ich bitte dich. Sag mir nichts so Überschätzendes, Unmögliches, aber hör' auf dein Kind! Wenn Menschen so ein Schicksal erleben — Gott verteilt das, was wir die Schuld nennen, auf mehrere, auf viele; ist's nicht so, fast immer? Hast du ihm nicht selbst gesagt: so bleibt im Nest und ich fliege allein!? Hat er nicht gesagt, und mir mit der Hand verboten, ihm zu wider-

reden: ich will! es ist abgemacht!? Wenn er nicht der Alfred war, nicht so stolz und so starr, hätte er dann so unwiderruflich darauf bestanden: ich will!? Und wenn ich nicht die Ina war, die so an ihn glaubte, ihm so gern seinen Willen ließ, hätt' ich dann zu seiner wilden Unvernunft gleich so stillgeschwiegen? — Wir waren drei, und alle drei haben Schuld; oder keiner hat sie. Unser Schicksal hat sie: daß wir so sind, wie wir sind. Ich bitte dich, mein lieber, mein geliebter Vater, verklag dich nicht mehr; zeig mir wieder dein Gesicht; schau mich wieder an. Ob das eine unglückliche Tochter ist, die so aussieht, Vater. Wir, deine Kinder, wir sind nun so, wir haben unser eignes Glück; — wer hat mehr als wir?"

Weißdorn richtete sich auf und tat, was sie wollte: er zeigte ihr sein Gesicht, schaute sie wieder an. Nun sah sie, daß seine Augen sich gefeuchtet hatten. „Ach," seufzte er, „was seid ihr Frauen für Wesen. Vom Himmel. — Wenn ihr so wie Ina seid!"

Er weinte, ihre Hände küssend.

* *
*

Das Werk war vollendet. Alfred zog den letzten Strich. Er tat einen tiefen, langen Atemzug, dann lächelte er auf das Blatt hinunter; das ganze phantastische Wunder dieser Welt stand ihm drauf geschrieben. All ihr Grauen, ihr Schauerliches, ihr Erbarmungsloses; all ihr Märchenhaftes an Kraft, Sinn und Lust. Nichts kann der Mensch! Das Schicksal hat ihn. Alles kann der Mensch! Er hat seinen Willen. Er kann Feuer

aus dem Stein schlagen, aus dem Elend Glück. Er kann das Gesicht der Verzweiflung kneten, bis es das Antlitz der Erlösung ist. Er kann, wenn ein Gott ihm hilft — — nein, wenn ein liebendes Weib ihm hilft — —

Ina saß ihm gegenüber; er blickte auf die holde, unbegreiflich liebe Gestalt. Was war ihm in ihr geworden! Was aus ihm geworden! Wie ein schießender Stern zog's an ihm vorüber: sein Liebeln, das weiße Haus, die Ina-Hütte, die Verliebtheit, die Liebe — und dann all die Fülle des Glücks. Die von Gott gesegneten Kinder — sein Schaffen — mit ihr — sein Werk ...

Jetzt sah er, wie seine und ihre Augen ineinander ruhten. Es war etwas andres über sie gekommen; etwas Banges — Dunkles. Sie schienen zu fragen, hinüber und herüber. Sie schauten beide einen Augenblick, wie nach Verabredung, auf das letzte Blatt. Dann sahen sie sich wieder an. Keines sprach ein Wort.

Ich weiß, was du nun denkst, dachten beide: „W a s n u n?"

Ein krankes, wehes Gefühl ging durch Alfreds Brust; diesen Morgen, so lange sie arbeiteten, hatte er nichts gefühlt. Auf einmal war er wieder in der letzten Nacht; er hatte sie vergessen. Die schlaflos machenden häßlichen, widrigen Gefühle; nicht voll Schmerz, das nicht; aber greulich, schrecklich. Wenn man sich selber zum A b s ch e u wird ... Das hatte nun begonnen. Wohl mir, dachte er, daß ich es über diesem Feierlichen, diesem Arbeitsschluß so vergessen konnte. Weh mir, daß ich es nun nicht mehr kann!

Er wußte wieder, was er sich in dieser Nacht gelobt, was sich in seiner kämpfenden Brust durchgerungen hatte. Noch Held sein, hatte er sich gelobt, solange der Feind mir Kraft läßt! Nicht zu lange warten!

Mit einem raschen, siegreichen Entschluß legte er sich ein Lächeln um die schmalen Lippen, Inas ernstes Gesicht damit grüßend, und schob ein leeres Blatt über den Tisch zu ihr hin.

„Was bedeutet das?“ fragte sie, mit einem bangen Gefühl.

„Daß ich ja doch noch etwas zu schreiben hab’: ein Nachwort; als Vorwort. Das meinte ich mit dem leeren Blatt. Falls ich das selber nicht mehr zustande brächte —“

„Alfred!“

„Dann mußt du es schreiben. Du kannst es wie ich!“

„Warum nicht zustandebringen —?“

„Meine Herzens-Ina. Es ist schwer zu sagen. Man bildet sich ein: diesem einen, einzigen Menschen kannst du alles sagen — und dann steht einem doch das Wort auf der Lippe still! — Meine große Bitte damals — wie hast du die erfüllt. Nun hab’ ich eine, die ist noch größer —“

„Gott! Gott! Noch größer!“ Sie fuhr empor.

„Nein, nein, nein, doch nicht so groß. Es handelt sich nur noch um eine kurze Spanne Zeit — sozusagen um den Gnadenstoß — den du mir wohl gönnst!“ — Er ging um den Tisch zu ihr, legte ihr einen Arm um

die rechte Schulter und drückte sie leise, schonend, zart an sich heran. „Glaub mir, ich fürchte das Sterben nicht! Mir graut nur vor dem Greulichen, vor dem, was kommen kann, wenn's dem Ende zugeht — und was nun bei mir beginnt. Es hat schon begonnen. Dies Zerfallen, dies — — Ich will ja nicht ‚in Schönheit sterben', wie's die hysterische Hedda Gabler verlangt; ich will nur nicht empörend sterben, nicht dem geliebtesten Menschen zur Pein, zur Vergiftung der Erinnerung. Und mir selbst zur — — Ina! Diese Nacht. Ich hab' angefangen, mir zum Grauen zu werden. Sieh mir ins Auge, sag mir's ehrlich. Dir auch?"

„Nein, nein!" rief sie. „Alfred! Mir nicht!"

„Dann wird's kommen. — Das will ich nicht. Ich hab' mich tapfer zu Ende gelebt, ich hab' nun ein Recht, nach meinem Sinn zu sterben. Ina, du mein Alles, zeig mir noch einmal deine ganze Liebe; gib mir die Freiheit, zu gehn, wann ich will! — Ach, wie sie nun bebt. Ich will ja nur gehn, wenn ich muß; werde doch mein Liebstes nicht vor der Zeit verlassen. Aber wenn das Grauen, das unwürdig Häßliche wächst — mein Innerstes empört — dann den Tod als eine daherreitende Walküre rufen; oder wie Nornagest. Ich hab' mir's verdient!"

Ina sank ihm fast aus den Armen weg; sie hielt sich aber aufrecht. „O du Schrecklicher. Heimlich willst du mich —?"

„Heimlich? — Wohl in stiller Nacht —"

„Ohne Abschied? Alfred!"

„Ach, was fragst du so. Ohne Abschied nicht; aber doch nicht so schaurig deutlich, daß das Herz zerspringt. O wenn es kommt — wie's dann kommt. Zwischen dir und mir kam noch alles so schön, so groß; wird auch dies wohl gut. Gib mir nur die Freiheit, Ina! Still für mich allein zu sterben, wenn die Stunde da ist. Einen menschenwürdigen Tod!"

„Dann will ich — —"

Mit dir sterben, wollte sie sagen. Aber die drei Worte brachte sie nicht heraus. Die Kinder allein auf der Erde lassen! Sie fühlte, daß es unmöglich war.

Er hatte sie verstanden; was verstanden sie nicht, seit sie so gelebt hatten, sie von ihm, er von ihr? — „Du bleibst bei ihnen," murmelte er leise.

Sie seufzte und nickte.

Sie löste sich aus seinem Arm und ging durch das Zimmer hin. Eine tiefe Unruhe trieb sie; die Füße schleiften sich aber über den Teppich, als sei das Gehen so schwer wie das Leben. Sie rieb die Innenseiten ihrer Hände mit den Fingernägeln. Ihre Lippen bewegten sich; sie sprachen ohne Laut. Sie schüttelte den Kopf. Alfred schaute ihr zu, so stumm wie sie.

Endlich, da sie stillstand, sah sie, wie er schweigend vor ihr niederkniete. Er nahm ihre Hände und drückte sie gegen seine beiden Augen; so hielt er sie lange.

„Alfred!" sagte sie, mit einem schmerzvollen Blick auf ihn niederschauend. „Und du glaubst, auch

d i e s e s Opfer kann ein Weib, ein schwaches Weib noch bringen?"

Er ließ ihre Hände von seinen Augen. „D u, j a. Andre wohl nicht. Meine Ina, ja!"

Sie atmete mit offenen Lippen, füllte sich die Brust. „Wenn du meinst, ich kann es, ja, dann muß ich's können. — Und will's." Sie zog ihn empor, ihre Arme bebten. „Ich hab' dich so lieb!"

* * *

Es vergingen noch einige Tage, äußerlich den früheren gleich; sie schienen aber festlicher, Alfred hatte sie als „Ferien" verkündigt, die Kleinen sahen ihn mehr und die Großen auch. Eckard war gekommen, er wußte, wie es stand. Er sah auch die Ermüdung und Ermattung, in die sein Teuerster jetzt nach der Vollendung des Werks verfiel; seine Stimme ward schwächer, seine Augen blasser. Doch es gelang ihm noch, das Nachwort zu schreiben; mit eigener Hand, langsam, sich Zeit lassend, warf er es aufs Papier. Dann, obwohl erst Nachmittag war, sagte er Gute Nacht, er fühlte Schlaf; legte sich auf sein Bett und blieb so liegen.

Ina, der bang ums Herz war, ging am Abend noch einmal in das Zimmer, wo die Kinder mit dem Mädchen schliefen; sie selbst schlief seit Alfreds Krankheit neben seinem Schlafgemach, die Tür zwischen ihnen angelehnt. Zu ihrer Verwunderung sah sie ihn vor den kleinen Betten stehn, offenbar in den Anblick der Kinder

versunken, denn er hörte ihr Kommen nicht. Hedwig und Helmut schlummerten fest, ein holder Anblick. Alfred stand lange so; er begann dann zu sprechen, wie zu den Kleinen, mit gedämpfter Stimme. Sie erfaßte die Worte nicht. Endlich winkte er mit der Hand zu den Kindern hin. Es überfiel sie plötzlich ein schreckliches Gefühl. Sie wandte sich ab und ging leise hinaus.

Als sie im Wohnzimmer stand, kam Alfred ihr nach. Sie sah nun erst, wie blaß er war; aber eine Art von dunklem Feuer blickte ihm aus den Augen. „Ich war bei den Kleinen," sagte er. „Es tat mir so wohl. Wie die Pflänzchen blühn! — Und da dachte ich mir: sie werden auch blühn. Sie kamen ja zur Welt, als ich noch gesund, noch einer von den Eckardschen Kraftmenschen war. Und du, Weißdorns Tochter. Sie werden eine Freude der Menschen sein! und auch Gott gefallen!"

„Ja, das werden sie wohl," sagte Ina. Die Last auf ihrem Herzen wuchs.

„Was haben sie aber auch für eine Mutter," fing er wieder an. „So gesund, so schön, so gescheit, so gut. Es ist so eine Wonne, dich anzuschauen. Als ich vorhin auf dem Bett lag — schlafen konnt' ich wenig —, da hab' ich dich so viel vor Augen gehabt; so ganz gefühlt, was du bist." Er nahm eine ihrer warmen Hände; die seine war kalt. „Und was du mir, mir gewesen bist! Du goldnes Geschöpf. Ich danke dir für alles —"

Ina fuhr zusammen. Ein Todesschauer lief ihr

über den lebendigen Leib. Der A b s c h i e d! dachte sie.

Er fühlte nicht, was ihr geschah, war zu sehr in sich; „ja, ich danke dir für alles!“ wiederholte er. „Ich sagte mir noch: meine Jugend war schön; dann bin ich zu i h r gekommen und sie hat dem jungen Fant, als wäre ich ein Prinz, die Krone aufs Haupt gedrückt. So königlich haben nicht viele gelebt! — — Nun sag' ich aber Gute Nacht. Du mein höchstes Glück!“

Er küßte ihre Hände. Dann umschlang er sie und küßte ihr Haar, Wangen, Stirn und Mund.

Das ist zum Sterben! dachte sie, während sie ihm stillhielt. Warum fällt man denn da nicht hin und ist tot?

Sie gab ihm den Kuß auf den Mund zurück, kaum der Sinne mächtig. Sie sagte Gute Nacht. Sie sah ihm nach, als er ging. Er war draußen, fort. Seine Tür fiel ins Schloß, sie hörte es.

Wie war sie dann ins Bett gekommen? Nein, nur a u f das Bett, in allen Kleidern; ihr Licht brannte noch. Da lag sie und die T u r i a kam ihr in den Sinn, eine edle Römerin aus den alten Zeiten; Alfred hatte ihr von ihr erzählt. Die hatte für ihren Gatten, den die Triumvirn geächtet hatten, alles gewagt und getan, das beste und das tapferste Weib; und als nun der Bürgerkrieg zu Ende, der Gatte gerettet, begnadigt war, ihrer Ehe aber der schon nahe geglaubte Kindersegen fehlte, da drang sie auf Scheidung, sie selbst: sie wollte dem geliebten Mann eine neue Gattin wählen helfen, den Kindern dieser zweiten Frau eine

zweite Mutter sein. Hätte ich das auch gekonnt? dachte Ina. Es durchschauerte sie; nein, nein, nein! Das nicht! — Aber was ich heute tue, ist das nicht genug? Hier liegen, wie an Ketten, während er da nebenan — — Ich kenne ja sein Gift, hab's bei ihm gesehn. Hat er's schon getrunken? Stirbt er? Ist er tot? Oder erwartet er noch den Tag? — Ich muß ihn erwarten. Die Nacht ist sein; ich hab's ihm gelobt!

Turia, ist das genug?

Sehnsucht richtete sie auf; so saß sie im Bett, mit offenen, starren, trockenen Augen, stundenlang. Sigrun fiel ihr ein, die den königlichen Helgi im Nordland liebte; sie ward seine Gattin, sie gebar ihm Söhne; mit Alfred hatte Ina von ihrem Glück, ihrem Leid gelesen. Durch Blutrache stürzt Helgi in sein frühes Grab. Siguns trostlose Sehnsucht stört des toten Helden Ruhe; ihre Magd sieht ihn einmal mit andern Männern im Abenddämmern zum Grabhügel reiten. Da kommt Sigrun zur Grabkammer und findet ihn, den lebendig Toten, den ihre Tränen weckten; und sinkt in seine Arme und macht ein Lager zurecht:

Hier ist dir bereitet ein Ruhebette,
Ein sorgenloses, du Wölsungensohn.
Hier will ich dir schlafend am Busen liegen,
Wie ich dem lebenden Könige lag!

Am Morgen aber reitet er fort, auf Niewiederkommen. Und bald danach starb Sigrun vor Jammer und Leid.

Ina schüttelte den Kopf: Nein, ich darf nicht sterben. Für seine und meine Kinder muß ich leben;

ich hab's ihm ohne Worte gelobt. Aber könnt' ich so noch einmal wie Sigrun bei meinem Helgi sein!

Sie stand endlich auf, die Ruhelose; da ihr sein Zimmer verboten war, trat sie an ihr Fenster und sah in die Nacht hinaus. Der Himmel war klar, eine Sternschnuppe fiel; es war, als fiele in ihr etwas mit. Ihr Kopf war so voll von allem, was Alfred ihr in diesen wunderbaren Zeiten erzählt; ein schwäbischer Volksglaube kam ihr in den Sinn, danach hat jeder Mensch seinen Lebensstern, der bei seinem Tod als Sternschnuppe vom Himmel fällt. Es wandte sich ihr Kopf, sie horchte: stirbt er in diesem Augenblick? — — Was für ein Aberglaube, dachte sie dann. Sie wollte lächeln; sie konnte nicht.

Endlich graute der späte Tag. Sie faßte sich ein Herz und öffnete die Tür. Da lag er in seinem Bett, entkleidet, und schlief; — oder war's der Tod? Sie trat näher; da war's der Tod. Der kaltmachende, — sie fühlte ihn. Der verklärende, verschönernde; da geb' ich dir deinen Alfred wieder, schien der Tod zu sagen. Das Siechtum, der Verfall war wie weggenommen, all die edle Schönheit der Formen wie vom Feind befreit, in die Seligkeit des Friedens getaucht. Ina sah es in tiefer Andacht, sie fühlte noch keinen Schmerz. „Erlöst!" sagte sie. Vordem hatte sie oft gedacht: ich möchte keinen Toten küssen; jetzt neigte sie sich über ihn, hauchte seinen Namen und legte Lippen auf Lippen.

Ach, es war aber kein Sigrun- und Helgikuß. Kalt! Ewig kalt! — Nun fror ihr doch das Herz in der Brust.

Ihr ward todesweh. Sie warf sich hin. So lag sie lange über ihn ausgestreckt, zuweilen ganz, zuweilen halb ihrer Sinne mächtig.

* * *

Einige Stunden später standen und saßen sie an des Toten Bett, die Nächsten, Albertine und Ina, Weißdorn und Eckard; nur die Kinder nicht. Ina hatte auf Alfreds Nachttisch ein Blatt gefunden, auf dem sein letzter Gruß an „die drei Verehrten und Geliebten" stand; sie hatte ihn gelesen, sie gab ihn nun an Eckard hin. Der vom Kummer Erstarrte rang eine Weile nach Stimme und Fassung; dann las er mit so viel Klang vor, als der Schmerz ihm ließ:

„Segne Gott Euch alle! Mich hat er gesegnet; er gab mir die heiligste Ehe und das holdeste Weib. Er gab mir, das Werk meines jungen Lebens zu vollenden. Ach, und diese Kinder. Und Euch!

„Laßt Euch von Ina sagen, warum ich dem Schicksal vorgegriffen habe; und warum sie nicht mit mir sterben durfte. Sie hat mit mir gelebt, treu wie je ein Weib; ich segne sie in meiner letzten Stunde; ich hab' es jeden Tag getan. Sie wird nun für Euch und die Kinder leben; und für das, was von mir bleibt — eine Weile, hoff' ich! — und diesem und jenem meines geliebten deutschen Volks etwas geben mag. Sie, die so viel daran mitgetan, schicke es nun hinaus in die Welt.

„Noch einmal: Euch segne Gott!

„Es ist schwer, zu sterben, wenn man mit Ina ge-

lebt hat. Möge es ihr leichter werden, ohne mich zu leben!"

Ina saß auf Alfreds Bett; sie nahm seine Hand. „Ich versuch' es," sagte sie leise, an Turia denkend, auf ihn niederblickend.

„Du kannst alles," murmelte Albertine, deren Tränen flossen.

Eckard nickte: „Was ein Weib vermag!"

„Was ein Mensch vermag!" sagte Weißdorn; seine Stimme bebte.

Druck der
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger Stuttgart und Berlin

Geh. = Geheftet, Lnbd. = Leinenband, Ldrbd. = Lederband, Hlbfrzbd. = Halbfranzband

Althof, Paul (Alice Gurschner), Die wunderbare Brücke und andere Geschichten	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Das verlorene Wort. Roman	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Andreas-Salomé, Lou, Fenitschka — Eine Ausschweifung. Zwei Erzählungen	Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Ma. Ein Porträt. 4. Aufl.	Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Menschenkinder. Novellensammlung. 2. Aufl.	Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Ruth. Erzählung. 6. Aufl.	Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Aus fremder Seele. 2. Aufl.	Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Im Zwischenland. Fünf Geschichten. 3. Aufl.	Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Anzengruber, Ludwig, Letzte Dorfgänge. 2. Aufl.	Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Wolken und Sunn'schein. 5. Aufl.	Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Arminius, W., Der Weg zur Erkenntnis. Roman	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Yorcks Offiziere. Roman von 1812/13. 2. u. 3. Aufl.	Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Auerbach, Berthold, Barfüßele. 43. Aufl.	Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Sämtliche Schwarzwälder Dorfgesch. 4 Bände	Geh. Bd. 1: M. 1.80; Bd. 2: M. 1.80; Bd. 3: M. 2.—; Bd. 4: M. 1.80 Lnbd. Bd. 1: M. 2.50; Bd. 2: M. 2.50; Bd. 3: M. 2.70; Bd. 4: M. 2.50
—„— Auf der Höhe. Roman. 2 Bände	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.20
—„— Das Landhaus am Rhein. Roman. 2 Bände	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.20
—„— Spinoza. Ein Denkerleben	Geh. M. 1.20, Lnbd. M. 1.70
—„— Drei einzige Töchter. Novellen. 4. Aufl.	Lnbd. M. 3.—
—„— Deutsche Illustrierte Volksbücher. 2 Bände	Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.60
—„— Waldfried. Eine vaterländische Familiengeschichte	Geh. M. 1.40, Lnbd. M. 2.10
Baumbach, Rudolf, Erzählungen und Märchen 17. Tsd.	Lnbd. M. 3.—, Ldrbd. M. 5.—
—„— Es war einmal. Märchen. 15. u. 16. Tsd.	Lnbd. M. 3.80, Ldrbd. M. 5.80
—„— Aus der Jugendzeit. 9. Tsd.	Lnbd. M. 6.20, Ldrbd. M. 8.—
—„— Neue Märchen. 8. Tsd.	Lnbd. M. 4.—, Ldrbd. M. 6.—
—„— Sommermärchen. 40. u. 41. Tsd.	Lnbd. M. 4.20, Ldrbd. M. 6.—
Bertsch, Hugo, Bilderbogen aus meinem Leben 2. u. 3. Aufl.	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Bob, der Sonderling. 4. Aufl.	Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Die Geschwister. Mit Vorwort von Adolf Wilbrandt. 11. Aufl.	Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Böhlau, Helene, Salin Kaliske. Novellen. 2. Aufl.	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Boy-Ed, Ida, Die säende Hand. Roman. 4. Aufl.	Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Um Helena. Roman. 3. Aufl.	Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Ein königlicher Kaufmann. Hanseatischer Roman 13.—15. Aufl.	Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Die Lampe der Psyche. Roman. 3. Aufl.	Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Nur wer die Sehnsucht kennt… Rom. 6. u. 7. Aufl.	Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Die große Stimme. Novellen. 3. Aufl.	Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Bülow, Frieda v., Kara. Roman	Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Burckhard, Max, Simon Thums. Roman. 2. Aufl.	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Busse, Carl, Federspiel. Westl. u. östl. Geschichten	Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Die Schüler von Polajewo. 2. völlig veränderte Aufl.	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Im polnischen Wind. Ostmärk. Geschichten. 2. Aufl.	Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Dove, A., Caracosa. Roman. 2 Bände. 2. Aufl.	Geh. M. 7.—, Lnbd. M. 9.—
Ebner-Eschenbach, Marie v., Die erste Beichte Miniatur-Ausgabe. 2. Aufl. Mit Porträt	Lnbd. M. 2.—
—„— Božena. Erzählung. 9.—11. Aufl.	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Erzählungen. 6. Aufl.	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Margarete. 7. Aufl.	Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Ebner-Eschenbach, Moriz v., Hypnosis perennis — Ein Wunder des h. Sebastian. Zwei Wien. Gesch.	Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Eckstein, Ernst, Nero. Roman. 8. Aufl.	Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—

El-Correi, Das Tal des Traumes. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Engel, Eduard, Paraskewúla u. a. Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Fontane, Theodor, Ellernklipp. 4. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Grete Minde. 7. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Quitt. Roman. 5. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Vor dem Sturm. Roman. 13. u. 14. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Unwiederbringlich. Roman. 7. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Franzos, K. E., Der Gott des alten Doktors. 2. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Die Juden von Barnow. Geschichten. 9. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Ein Kampf ums Recht. Roman. 2 Bde. 6. Aufl. Geh. M. 6.—, in 1 Lnbd. M. 7.50
—„— Ungeschickte Leute. Geschichten. 3. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Junge Liebe. Novellen. 4. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Mann und Weib. Novellen. 2. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Moschko von Parma. Erzählung. 4. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Neue Novellen. 2. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Tragische Novellen. 2. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Der Pojaz. Eine Gesch. a. d. Osten. 6.—8. Aufl. Geh. M. 4.50, Lnbd. M. 5.50
—„— Der Präsident. Erzählung. 4. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Die Reise nach dem Schicksal. Erzählg. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Die Schatten. Erzählung. 2. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Judith Trachtenberg. Erzählung. 5. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Der Wahrheitsucher. Roman. 2 Bde. 3. Aufl. Geh. M. 6.—, Lnbd. M. 8.—
—„— Leib Weihnachtskuchen und sein Kind. 3. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Fulda, L., Lebensfragmente. Novellen. 3. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Gleichen-Rußwurm, A. v., Vergeltung. Roman Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Grasberger, H., Aus der ewigen Stadt. Novellen Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.20
Grimm, Herman, Unüberwindliche Mächte
Roman. 2 Bände. 3. Aufl. Geh. M. 8.—, Lnbd. M. 10.—
Grisebach, Ed., Kin-ku-ki-kuan. Chines. Novellenbuch Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Harbou, Thea v., Die nach uns kommen. Roman
2. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Haushofer, Max, Geschichten zwischen Diesseits
und Jenseits. Ein moderner Totentanz. 2. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Planetenfeuer. Ein Zukunftsroman Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Heer, J. C., Joggeli. Geschichte e. Jugend. 16. u. 17. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Der König der Bernina. Roman. 61.—65. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Laubgewind. Roman. 37.—41. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Da träumen sie von Lieb' und Glück!
Drei Schweizer Novellen. 21.—23. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Felix Notvest. Roman. 17.—20. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— An heiligen Wassern. Roman. 55.—60. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Der Wetterwart. Roman. 51.—55. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Heilborn, Ernst, Kleefeld. Roman Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Herzog, Rudolf, Der Abenteurer. Roman
Mit Porträt. 31.—35. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Der Adjutant. Roman. 7.—10. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Die Burgkinder. Roman 36.—40. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Der Graf von Gleichen. Ein Gegenwartsroman
14.—18. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Es gibt ein Glück ... Novellen. 26.—30. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Hanseaten. Roman. 51.—55. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Das Lebenslied. Roman. 43.—47. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Die vom Niederrhein. Roman. 36—40. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Der alten Sehnsucht Lied. Erzähl. 10.—12. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Die Wiskottens. Roman. 76.—80. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Die Wiskottens. Roman. 50. Aufl. Mit Porträt Geh. M. 6.—, Lnbd. M. 7.—
—„— Das goldene Zeitalter. Roman. 7. u. 8. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Heyse, Paul, L'Arrabbiata. Novelle. 12. Aufl. Geh. M. 1.20, Lnbd. M. 2.40
—„— L'Arrabbiata und andere Novellen. 10. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Buch der Freundschaft. Novellen. 7. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Das Ewigmenschliche. Erinnerungen a. e. Alltags-
leben — Ein Familienhaus. Novelle. 2.—4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Die Geburt der Venus. 5. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— In der Geisterstunde. 4. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

Heyse, Paul, Über allen Gipfeln. Roman. 10. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Das Haus „Zum unglaubigen Thomas“ und andere Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Kinder der Welt. Roman. 2 Bde. 26.—28. Aufl. Geh. M. 4.80, Lnbd. M. 6.80
—„— Helldunkles Leben. Novellen. 2.—4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Himmlische u. irdische Liebe u. a. Novellen. 2. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Neue Märchen. 4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Martha's Briefe an Maria. 2. Aufl. Geh. M. 1.—, Lnbd. M. 2.—
—„— Melusine und andere Novellen. 5. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Menschen und Schicksale. Charakterbilder 2.—4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Merlin. Roman. 6. u. 7. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Ninon und andere Novellen. 4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Novellen. Auswahl fürs Haus. 3 Bände 12. u. 13. Aufl. Geh. M. 7.50, Lnbd. M. 10.—
—„— Novellen vom Gardasee. 6. u. 7. Aufl. Geh. M. 2.40, Lnbd. M. 3.40
—„— Meraner Novellen. 11. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Neue Novellen. 6. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Im Paradiese. Roman. 2 Bde. 14. u. 15. Aufl. Geh. M. 4.80, Lnbd. M. 6.80
—„— Das Rätsel des Lebens. 4. Aufl. Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
—„— Der Roman der Stiftsdame. 13. u. 14. Aufl. Geh. M. 2.40, Lnbd. M. 3.40
—„— Der Sohn seines Vaters u. a. Novellen. 3. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Crone Stäudlin. Roman. 5. u. 6. Aufl. Geh. M. 2.40, Lnbd. M. 3.40
—„— Gegen den Strom. Eine weltliche Klostergeschichte 5. u. 6. Aufl. Geh. M. 2.40, Lnbd. M. 3.40
—„— Moralische Unmöglichkeiten u. a. Nov. 3. Aufl. Geh. M. 4.50, Lnbd. M. 5.50
—„— Victoria regia und andere Novellen. 2.—4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Villa Falconieri und andere Novellen. 2. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Aus den Vorbergen. Novellen Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
—„— Vroni und andere Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Weihnachtsgeschichten. 4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Xaverl und andere Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Hillern, W. v., Der Gewaltigste. Roman. 4. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— 's Reis am Weg. 3. Aufl. Geh. M. 1.50, Lnbd. M. 2.50
—„— Ein Sklave der Freiheit. Roman. 3. Aufl. Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
—„— Ein alter Streit. Roman. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Hobrecht, Max, Von der Ostgrenze. Novellen Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.20
Höcker, Paul Oskar, Väterchen. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Hofe, Ernst v., Sehnsucht. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Hoffmann, Hans, Bozener Märchen. 3. Aufl. Lnbd. M. 3.50
—„— Ostseemärchen. 3. Aufl. Lnbd. M. 4.—
Holm, Adolf, Holsteinische Gewächse Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Köst und Kinnerbeer — Und sowat mehr Zwei Erzählungen Lnbd. M. 2.40
Hopfen, Hans, Der letzte Hieb. 5. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Huch, Ricarda, Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren. Roman. 11. u. 12. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Jugenderinnerungen eines alten Mannes, s. Kügelgen
Junghans, Sophie, Schwertlilie. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Kaiser, Isabelle, Seine Majestät! Novellen. 2. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Wenn die Sonne untergeht. Novellen. 3. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Keller, Gottfried, Der grüne Heinrich. Roman 3 Bände. 61.—70. Aufl. Geh. M. 9.—, Lnbd. M. 11.40, Hlbfrzbd. M. 15.—
—„— Martin Salander. Roman. 39.—43. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 3.80, Hlbfrzbd. M. 5.—
—„— Die Leute von Seldwyla. 2 Bände. 69.—73. Aufl. Geh. M. 6.—, Lnbd. M. 7.60, Hlbfrzbd. M. 10.—
—„— Züricher Novellen. 63.—67. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 3.80, Hlbfrzbd. M. 5.—
—„— Das Sinngedicht. Novellen — Sieben Legenden 55.—60. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 3.80, Hlbfrzbd. M. 5.—
—„— Sieben Legenden. Miniatur-Ausg. 7. Aufl. Geh. M. 2.30, Lnbd. M. 3.—
—„— Romeo und Julia auf dem Dorfe. Erzählung Miniatur-Ausg. 7. Aufl. Geh. M. 2.30, Lnbd. M. 3.—
Kossak, Marg., Krone des Lebens. Nord. Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Kügelgen, Wilhelm v., Jugenderinnerungen eines alten Mannes. Original-Ausg. 26. u. 27. Aufl. Geh. M. 1.80, Lnbd. M. 2.40
Kurz, Isolde, Unsere Carlotta. Erzählung Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Italienische Erzählungen Lnbd. M. 5.50
—„— Frutti di Mare. Zwei Erzählungen Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Genesung — Sein Todfeind — Gedankenschuld Erzählungen Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Lebensfluten. Novellen. 2. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Florentiner Novellen. 4. u. 5. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Phantasieen und Märchen Eleg. kart. M. 3.—
—„— Die Stadt des Lebens. Schilderungen aus der Florentinischen Renaissance. 5. u. 6. Aufl. Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.50
Laistner, Ludwig, Novellen aus alter Zeit Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Langmann, Philipp, Realistische Erzählungen Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Leben und Musik. Roman Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Ein junger Mann von 1895 u. and. Novellen Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Verflogene Rufe. Novellen Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Lilienfein, Heinrich, Von den Frauen und einer Frau Erzählungen und Geschichten. 2. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Ideale des Teufels. Eine boshafte Kulturfahrt 2. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Lindau, Paul, Die blaue Laterne. Berliner Roman 2 Bände. 5. u. 6. Aufl. Geh. M. 6.—, in 1 Lnbd. M. 7.50
—„— Arme Mädchen. Roman. 10. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Spitzen. Roman. 9. u. 10. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Der Zug nach dem Westen. Roman. 11. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Mauthner, Fritz, Aus dem Märchenbuch der Wahrheit Fabeln und Gedichte in Prosa 2. Aufl. von „Lügenohr" Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Meyer-Förster, Wilh., Eldena. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Meyerhof-Hildeck, Leonie, Das Ewig-Lebendige. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Töchter der Zeit. Münchner Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Muellenbach, E. (Lenbach), Abseits. Erzählungen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Aphrodite und andere Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Vom heißen Stein. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Niessen-Deiters, Leonore, Leute mit und ohne Frack. Erzählungen und Skizzen Buchschmuck von Hans Deiters Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Im Liebesfalle. Buchschmuck von Hans Deiters Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Mitmenschen. Buchschmuck von Hans Deiters Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Olfers, Marie v., Neue Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Die Vernunftheirath und andere Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Petri, Julius, Pater peccavi! Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Prel, Karl du, Das Kreuz am Ferner. 3. Aufl. Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
Proelß, Johs., Bilderstürmer! Roman. 2. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Raberti, Rubert, Immaculata. Roman. 2 Bde. Geh. M. 8.—, Lnbd. M. 10.—
Redwitz, O. v., Hymen. Ein Roman. 5. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Haus Wartenberg. Roman. 7. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Riehl, W. H., Aus der Ecke. Novellen. 5. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Am Feierabend. Novellen. 4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Geschichten aus alter Zeit. 1. Reihe. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Geschichten aus alter Zeit. 2. Reihe. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Lebensrätsel. Novellen. 4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Ein ganzer Mann. Roman. 4. Aufl. Geh. M. 6.—, Lnbd. M. 7.—
—„— Kulturgeschichtliche Novellen. 6. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Neues Novellenbuch. 3. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Roquette, Otto, Das Buchstabierbuch der Leidenschaft. Roman. 2 Bände Geh. M. 4.—, in 1 Lnbd. M. 5.—
Saitschick, R., Aus der Tiefe. Ein Lebensbuch Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Seidel, Heinrich, Leberecht Hühnchen Gesamt-Ausgabe. 8. Aufl. (41.—45. Tsd.) Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Vorstadtgeschichten. Gesamt-Ausgabe. 1. Reihe 2. Aufl. (4. u. 5. Tsd.) Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Vorstadtgeschichten. Gesamt-Ausgabe. 2. Reihe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Seidel, Heinrich, Heimatgeschichten. Gesamt-Ausgabe
1. Reihe. 2. Aufl. (8. Tsd.) Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Heimatgeschichten. Gesamt-Ausgabe. 2. Reihe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Phantasiestücke. Gesamt-Ausgabe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Von Perlin nach Berlin. Aus meinem Leben
Gesamt-Ausgabe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Reinhard Flemmings Abenteuer zu Wasser
und zu Lande. 3 Bände. 9. Tsd. Geh. je M. 3.—, Lnbd. je M. 4.—
—„— Wintermärchen. 2 Bände. 4. Tsd. Geh. je M. 3.—, Lnbd. je M. 4.—
—„— Ludolf Marcipanis und Anderes. Aus dem
Nachlasse herausg. v. H. W. Seidel. 2. Tsd. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Skowronnek, R., Der Bruchhof. Roman. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Stegemann, Hermann, Der Gebieter. Roman Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Stille Wasser. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Stratz, Rudolph, Alt-Heidelberg, du Feine...
Roman einer Studentin. 11. u. 12. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Buch der Liebe. Sechs Novellen. 4. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Die ewige Burg. Roman. 6. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Für Dich. Roman. 16.—20. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Ich harr' des Glücks. Novellen. 5. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Gib mir die Hand. Roman. 10. u. 11. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Herzblut. Roman. 16.—18. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Der du von dem Himmel bist. Roman. 6. u. 7. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Die thörichte Jungfrau. Roman. 5. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Der arme Konrad. Roman. 4. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Liebestrank. Roman. 16.—20. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Montblanc. Roman. 6. u. 7. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Du bist die Ruh'. Roman. 6.—8. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Der weiße Tod. Roman. 16.—18. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Es war ein Traum. Berl. Novellen. 5. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Die letzte Wahl. Roman. 4. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Sudermann, Hermann, Es war. Roman
47.—49. Aufl. Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—, Hlbfrzbd. M. 6.50
—„— Geschwister. Zwei Novellen. 30.—34. Aufl.
Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50, Hlbfrzbd. M. 5.—
—„— Jolanthes Hochzeit. Erzählung
31.—33. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—, Hlbfrzbd. M. 3.50
—„— Der Katzensteg
Roman. 81.—85. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50, Hlbfrzbd. M. 5.—
—„— Das Hohe Lied. Roman. 51.—55. Aufl.
Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—, Hlbfrzbd. M. 7.—
—„— Die indische Lilie. Sieben Novellen. 21.—25. Aufl.
Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—, Hlbfrzbd. M. 4.50
—„— Frau Sorge. Roman. 126.—135. Aufl.
Mit Jugendbildnis Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50, Hlbfrzbd. M. 5.—
—„— Frau Sorge. Roman. 100. Aufl. Mit Porträt
Buchschmuck von J. V. Cissarz Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
—„— Im Zwielicht. Zwanglose Geschichten
35. u. 36. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—, Hlbfrzbd. M. 3.50
Telmann, Konrad, Trinacria Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Trojan, Johannes, Das Wustrower Königs-
schießen u. a. Humoresken. 2. u. 3. verm. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Vockeradt, Emma, Wanderer im Dunkeln. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Voß, Richard, Alpentragödie. Roman. 5. u. 6. Aufl. Geh. M. 4.50, Lnbd. M. 5.50
—„— Römische Dorfgeschichten. 5. verm. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Du mein Italien! Aus meinem römischen Leben
2. u. 3. Aufl. Geh. M. 4.50, Lnbd. M. 5.50
—„— Richards Junge. (Der Schönheitssucher)
Roman. 3. Aufl. Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
Widmann, J. V., Touristennovellen Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Wilbrandt, Adolf, Adams Söhne. Roman. 3. Aufl. Geh. M. 4.50, Lnbd. M. 5.50
—„— Adonis u. andere Geschichten. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Meister Amor. Roman. 3. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Das lebende Bild u. a. Geschichten. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Wilbrandt, Adolf, Dämonen u. andere Geschichten 3. u. 4. Aufl.	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Der Dornenweg. Roman. 4. Aufl.	Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Erika — Das Kind. Erzählungen. 3. Aufl.	Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Fesseln. Roman. 3. Aufl.	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Franz. Roman. 3. Aufl.	Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Die glückliche Frau. Roman. 4. Aufl.	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Fridolins heimliche Ehe. 4. Aufl.	Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Schleichendes Gift. Roman. 3. Aufl.	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Hermann Ifinger. Roman. 7. Aufl.	Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Irma. Roman. 3. Aufl.	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Hildegard Mahlmann. Roman. 4. Aufl.	Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Ein Mecklenburger. Roman. 3. Aufl.	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Novellen	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Opus 23 und andere Geschichten. 2. Aufl.	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Die Osterinsel. Roman. 5. Aufl.	Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Vater Robinson. Roman. 3. Aufl.	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Familie Roland. Roman. 3. Aufl.	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Die Rothenburger. Roman. 8. Aufl.	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Der Sänger. Roman. 4. Aufl.	Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Die Schwestern. Roman. 2. u. 3. Aufl.	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Sommerfäden. Roman. 2. u. 3. Aufl.	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Am Strom der Zeit. Roman. 2. u. 3. Aufl.	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Die Tochter. Roman. 2. u. 3. Aufl.	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Vater und Sohn u. andere Geschichten. 2. Aufl.	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Villa Maria. Roman. 3. Aufl.	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Große Zeiten u. andere Geschichten. 3. Aufl.	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Wildenbruch, E. v., Schwester-Seele. Roman 18. u. 19. Aufl.	Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Worms, C., Aus roter Dämmerung. 2. Aufl.	Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Du bist mein. Zeitroman. 2. Aufl.	Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Erdkinder. Roman. 4. Aufl.	Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Die Stillen im Lande. Drei Erzähl. 2. Aufl.	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Thoms friert. Roman. 2. Aufl.	Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Überschwemmung. Eine balt. Gesch. 2. Aufl.	Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Zimmermann, M. G., Tante Eulalia's Romfahrt	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—